

B I B L I O T H E K S M A G A Z I N

MITTEILUNGEN
AUS DEN STAATSBIBLIOTHEKEN
IN BERLIN UND MÜNCHEN

3 | 2013



IN DIESER AUSGABE

Zuwachs für die Berliner
Weberiana-Sammlung

„Bayern in historischen Karten“

Meisterwerke aus dem Serail

Paul Heyse adelt Gustav von
Aschenbach

Schöne Menschen und schöne
Blumen

„Silentium, oder die Angst des
Beamten ...“

Dritter e-day an der
Staatsbibliothek zu Berlin

Internationale LIBER-Konferenz

Dem Andenken Dietrich
Bonhoeffers

Karl Friedrich Neumann –
Sinologe, Armenienforscher,
Universalhistoriker

Stabi + ich = stabil

Zu Ehren Richard Wagners

Die Berliner tschagataische
Handschriftensammlung

Förderer und Freunde der
Bayerischen Staatsbibliothek

Historische und moderne
türkische Bestände in Berlin

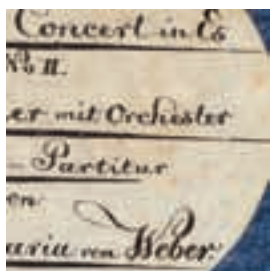
19 Kilo Buch aus Pergament
und Gold

Besitzstempel der
Staatsbibliothek zu Berlin

Bäderkunde, Schlachtenkupfer,
buginesische Handschriften

Musikbibliothek und
Musikwissenschaft im Dialog

INHALT



Seite 3

„MACHTE *FURORE* UND GING EXELLENT“

Zur Erwerbung des Autographs von Carl Maria von Webers
zweitem Klavierkonzert für die Berliner Weberiana-Sammlung
Frank Ziegler

Seite 6

HISTORISCHES GOOGLE-MAPS

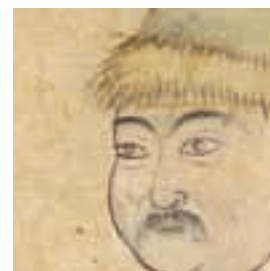
Die App „Bayern in historischen Karten“ präsentiert
bayerische Geschichte im mobilen Internet

Klaus Ceynowa

Seite 11

MEISTERWERKE AUS DEM SERAIL

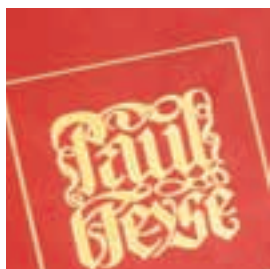
Die Diez'schen Klebealben aus der Sammlung orientalischer
Handschriften der Staatsbibliothek zu Berlin

Christoph Rauch / Julia Gonnella

Seite 18

PAUL HEYSE ADELST GUSTAV VON ASCHENBACH

Mit einer unbekanntem Widmung Thomas Manns in einem
Prachtband der Bayerischen Staatsbibliothek

Dirk HeiBerer

Seite 23

SCHÖNE MENSCHEN UND SCHÖNE BLUMEN

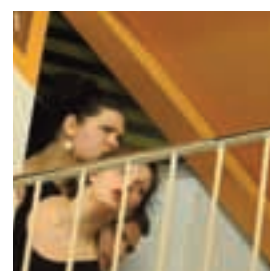
Schöne Bücher restauriert mithilfe des DuMont Kalenderverlages

Katrin Böhme

Seite 28

„SILENTIUM, ODER DIE ANGST DES BEAMTEN ...“

5. Werkstattkonzert: Eine Musiklesesaalerkundung

Reiner Nägele

Seite 32

GEBRAUCHSANWEISUNGEN FÜR DEN DIGITALEN DJSCHUNGEL

Der dritte e-day der Staatsbibliothek zu Berlin

Belinda Jopp

Seite 36

BAYERISCHE STAATSBIBLIOTHEK GASTGEBER DER
INTERNATIONALEN LIBER-KONFERENZ 2013

Martin Hermann

Seite 41

„DURCH DANK UND DURCH REUE“

Die Staatsbibliothek zu Berlin widmet ihren Ausstellungsraum
dem Andenken Dietrich Bonhoeffers

Mareike Rake



Seite 45
KARL FRIEDRICH NEUMANN ALS SINOLOGE,
ARMENIENFORSCHER UND UNIVERSALHISTORIKER
Ingrid Rückert

Seite 49
STABI + ICH = STABIL
Eva Menasse

Seite 52
VIELFÄLTIGER VERANSTALTUNGSREIEN ZU EHREN RICHARD WAGNERS
Bayerische Staatsbibliothek feierte mit Ausstellung,
Symposiumseröffnung und Buchführung
Reiner Nägele



Seite 55
DIE BERLINER TSCHAGATAISCHE HANDSCHRIFTENSAMMLUNG
Aysima Mirsultan

Seite 59
15 JAHRE FÖRDERER UND FREUNDE
DER BAYERISCHEN STAATSBIBLIOTHEK
Andrea Pia Kölbl



Seite 63
TURCICA
Die historischen und modernen türkischen Bestände
der Staatsbibliothek zu Berlin
Meliné Pehlivanian / Thoralf Hanstein

Seite 68
19 KILO BUCH AUS PERGAMENT UND GOLD ...
Klaus Kempf

Seite 69
DIE BESITZSTEMPEL DER STAATSBIBLIOTHEK ZU BERLIN
UND IHRER VORGÄNGERINNEN
Martin Hollender

Seite 73
BÄDERKUNDE, SCHLACHTENKUPFER UND
BUGINESISCHE HANDSCHRIFTEN
Die Sammlungsgalerie der Staatsbibliothek zu Berlin
Jochen Haug



Seite 76
MUSIKBIBLIOTHEK UND MUSIKWISSENSCHAFT IM DIALOG
Rundgespräch zum „Fachinformationsdienst Musikwissenschaft“
an der Bayerischen Staatsbibliothek
Reiner Nägele

Seite 78
KURZ NOTIERT

„MACHTE FURORE UND GING EXELLENT“

Zur Erwerbung des Autographs von Carl Maria von Webers zweitem Klavierkonzert für die Berliner Weberiana-Sammlung



Nach der Leipziger Erstaufführung von Carl Maria von Webers Klavierkonzert Nr. 2 Es-Dur am Neujahrstag 1813 war der Kritiker der *Allgemeinen musikalischen Zeitung* voll der Begeisterung: Es sei ein „Meisterwerk“, so urteilte er, das „so viel Originalität der Ideen ohne alle Bizarrerie und phantastische Ausschweifung“ habe, „so viel gründliche Kunst ohne alle wirkungslose Künsteley oder Schwerfälligkeit, so viel Feuer und Glanz bey so sprechenden Melodien und zartem Ausdruck“, dass es „schlechtedings unter das Herrlichste“ gehöre, „was die neueste Instrumentalmusik aufzuweisen hat“. Speziell wies der Rezensent – wohl der Herausgeber der Zeitung, Friedrich Rochlitz – auf die besondere Tonartenkonstellation hin: Zwei Es-Dur-Sätze rahmen einen Mittelsatz in H-Dur, ganz so, wie in Beethovens letztem Klavierkonzert von 1809, das Weber

gut kannte: Er hatte im Januar 1812 ein Exemplar dieses Werks erworben. Möglicherweise diente es ihm, bewusst oder unbewusst, als Anregung, keinesfalls aber als zu kopierendes Vorbild, zu eigenständig ist sein Umgang mit der Form, gänzlich persönlich geprägt seine brillante Virtuosität.

Der Leipziger Kritiker bemerkte zurecht, dass hier der „Effect des Hauptinstruments“ in so ausgewogener Art und Weise mit einem besonderen „Reichthum ganz eigenthümlicher Instrumentirung“ verbunden sei, wie es „kaum in einigen wenigen Werken dieser Art von andern Meistern“ zu finden wäre. Dabei dachte er vermutlich besonders an den langsamen Mittelsatz; speziell an dessen stimmungsvollen Beginn mit vierfach getheilten Violinen „*con sordini*“ (mit Dämpfern) und Solo-Bratsche, die über mehr als zwanzig Takte

Frank Ziegler
ist Mitarbeiter der Berliner Arbeitsstelle
der Carl-Maria-von-Weber-
Gesamtausgabe in der Musikabteilung
der Staatsbibliothek zu Berlin.



einen exquisiten Klangteppich für den Solisten ausbreiten, bevor nach und nach die anderen Instrumente des Orchesters hinzutreten. Dieses Entrée brachte auch August Wilhelm Ambros ins Schwärmen, der sich, wie er 1860 in seinen *Culturhistorischen Bildern aus dem Musikleben der Gegenwart* schrieb, an eine romantische, „mondbeglänzte Zaubernacht“ erinnert fühlte.

Begonnen hatte Weber die Arbeit an diesem Werk Anfang November 1811 in München. Nach etlichen Konzertauftritten als gefeierter Komponist und Pianist in der bayerischen Haupt- und Residenzstadt sowie in der Schweiz erschien ihm sein pianistisches Repertoire, das zu diesem Zeitpunkt bereits ausschließlich eigene Kompositionen umfasste, zu eingeschränkt. Bei seiner Konzertakademie am 11. November im Münchner Redoutensaal sollte daher eine neue Komposition aus der Taufe gehoben werden, allerdings wurde zwischen dem 4. und 7. November ledig-

lich das Schlussrondo fertig, das Weber beim Auftritt kurzerhand mit den ersten beiden Sätzen seines älteren Klavierkonzerts Nr. 1 in C-Dur kombinierte. In einem Brief an den Namensvetter und Freund Gottfried Weber vom 15. November zeigte sich der Komponist von seiner neuen Schöpfung angetan; sie habe einen „ganz anderen Charakter“ als der Finalsatz des ersten Konzerts, sei „noch viel *brillanter* und schwerer [...], ein wahrer übermüthiger Sturm und Drang“.

Weitergeführt wurde die Arbeit erst mit erheblicher zeitlicher Verzögerung: In Gotha, wo Weber im Herbst 1812 als Gast des Herzogs August von Sachsen-Gotha und Altenburg weilte, entwarf er zunächst das eröffnende *Allegro* (12. bis 20. Oktober) und – nach nochmaliger Unterbrechung aufgrund anderer Verpflichtungen – ab dem 26. November auch das *Adagio*. Interessant ist, dass Weber diesen zweiten Satz (gemeinsam mit dem in München fertiggestellten Finale) bereits am 28. November in einem Hofkonzert anlässlich des Geburtstags von Prinz Friedrich von Sachsen-Gotha aufführte; „aus dem Kopfe“, wie er im Tagebuch notierte, und noch ohne Orchesterbegleitung. Zu diesem Zeitpunkt war noch nicht einmal der schriftliche Entwurf dieses Satzes abgeschlossen (im Tagebuch hielt Weber noch am 4. Dezember Kompositionsarbeiten fest), ganz zu schweigen von der Instrumentierung, bei der wiederum der erste Satz (7./8. Dezember) dem zweiten (9. bis 12. Dezember) vorausging. Erst am 17. Dezember, mehr als dreizehn Monate nach den ersten Ideen zum Werk, erlebte das Konzert die erste vollständige Aufführung in seiner endgültigen Form in einem Hofkonzert auf dem Gothaer Schloss Frie-





denstein; zur vollen Zufriedenheit des Komponisten, der seinem Tagebuch anvertraute: „machte *Furore* und ging exellent, ich spielte es auch nicht schlecht.“

Mit Gotha blieb das Werk in besonderer Weise verbunden, bedankte sich Weber doch für die Gastfreundschaft des Herzogs August mit der Widmung seiner Komposition an den Souverän. Aber auch eine Verbindung nach Berlin ist gegeben, nicht nur weil der Komponist das Konzert dort selbst am 26. August 1814 im alten Schauspielhaus aufführte, sondern insbesondere bezüglich der Drucklegung: Nachdem der ursprünglich von Weber vorgesehene Leipziger Verleger Kühnel Anfang 1813 abgesprungen war, interessierte sich der Berliner Adolph Martin Schlesinger für die Publikation und brachte Anfang 1815 den Erstdruck des Konzerts heraus.

Die Entstehungsgeschichte des Werks spiegelt sich auch in dessen autographen Reinschrift wider, nicht nur durch die Kompositionsdatierungen, die Weber wie

üblich an den Satzenden festhielt, sondern gleichermaßen durch die unterschiedlichen Papiere, die der Komponist in München bzw. Gotha verwendete. Durch eine Vielzahl weiterer ähnlicher Indizien eröffnet das Manuskript dem Philologen einen kaum zu überschätzenden Reichtum an Informationen. Aber auch für den nicht an solchen Details Interessierten haben Webers Reinschrift-Autographen einen ganz besonderen ästhetischen Reiz: ein Schriftbild von bestechender Klarheit, aber doch voller Individualität und gänzlich frei von Pedanterie.

Durch die großzügige finanzielle Unterstützung, die die Staatsbibliothek von der Deutsche Bank Stiftung, der Rudolf-August-Oetker-Stiftung, den Freunden der Staatsbibliothek zu Berlin e. V., der Wüstenrot-Stiftung sowie der Kulturstiftung der Länder erhielt, konnte dieses Manuskript nun für die Berliner Weberiana-Sammlung erworben werden; und obgleich das Autograph zuvor wohl nie in Berlin war (dem Verleger sandte Weber lediglich

KULTUR
STIFTUNG DER
LÄNDER

Deutsche Bank Stiftung





eine Kopie als Stichvorlage), kommt seine Erwerbung durch die Staatsbibliothek zu Berlin gewissermaßen einer Heimkehr gleich, gehörte es doch zu jenem Werkarchiv, das der Komponist selbst angelegt hatte und das über mehrere Generationen hinweg von seinen Nachfahren gehütet wurde, bis Webers Urenkelin Mathilde von Weber 1956 den größten Teil des Bestandes der Berliner Musikabteilung als Leihgabe anvertraute, die schließlich 1986 vom Ururenkel Hans Jürgen von Weber in eine Schenkung umgewandelt wurde. Der Ankauf der Partitur des Klavierkonzerts, die in Familienbesitz verblieben war, schließt also eine Lücke, zumal gerade Webers Klaviermusik in diesem sogenannten Weber-Familiennachlass bislang unterrepräsentiert war. Zwar gilt Weber heute vorrangig als wohl bedeutendster Wegbereiter der deutschen Oper im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts, doch seine Zeitgenossen bewunderten ihn nicht min-

der als einen der großen Pianisten seiner Generation, neben Hummel und Moscheles, und schätzten seine innovativen Klavier-Kompositionen, die noch nachfolgenden Pianistengenerationen als vorbildhaft galten, allen voran Franz Liszt und Adolf Henselt.

Einen außerordentlichen Glücksfall stellt die Neuerwerbung auch für die Weber-Gesamtausgabe dar, die mit einer ihrer beiden Arbeitsstellen in der Staatsbibliothek beheimatet ist. Durch den Ankauf liegen nun alle editorisch relevanten Quellen zu diesem Werk – neben dem Autograph auch eine von Weber korrigierte Partiturnkopie sowie der Erstdruck von 1815 – unter einem Dach. Beste Voraussetzungen also für eine Neuausgabe, die dazu beitragen könnte, Webers großartiges Klavierkonzert wieder stärker im heutigen Konzertrepertoire zu verankern.

HISTORISCHES GOOGLE-MAPS

Die App „Bayern in historischen Karten“ präsentiert bayerische Geschichte im mobilen Internet

Dr. Klaus Ceynowa
ist Stellvertretender Generaldirektor
der Bayerischen Staatsbibliothek

Die App „Bayern in historischen Karten“ der Bayerischen Staatsbibliothek, entwickelt für Apples iTunes Store und für Google Play, bietet ein digitales Erlebnis der besonderen Art: Per Tablet und Smartphone können Sie eine faszinierende Zeitreise durch Bayerns historische Karten antreten und zugleich eine Entdeckungstour zu Bayerns Städten, Burgen,

Schlössern und Kunstdenkmälern unternehmen.

Die Bayerische Staatsbibliothek ist eine der international größten und renommiertesten Universal- und Forschungsbibliotheken. Zu ihren Beständen zählen nicht nur weltberühmte und kostbarste Werke des



Apians Landtafeln

schriftlichen Kulturerbes der Menschheit, sie besitzt auch eine der europaweit bedeutendsten Kartensammlungen. Mit ihrer neuen App „Bayern in historischen Karten“ präsentiert die Bayerische Staatsbibliothek nun die großen historischen Kartenwerke des Freistaates in Form eines so genannten Location-Based-Services für die mobile Nutzung.

Für die App wurden fünf bedeutende Kartenwerke mit mehr als 260 Kartenblättern vom 6. bis 19. Jahrhundert digitalisiert und vollständig georeferenziert: die berühmten Landtafeln Philipp Apians von 1568, die Kartenwerke von Frederik de Wit (1670–1690) und Franz Ludwig Güssefeld (1782/1796), der „Topographische Atlas vom Königreich Baiern“ (1812–1867) und die auf Bayern bezogenen Blätter der „Karte des Deutschen Reiches“ (1876 ff.) Die Karten illustrieren nicht nur das Fortschrei-

ten des Landesausbaus in Bayern, sondern auch die zunehmende Genauigkeit der Landesvermessung. Damit wird eine faszinierende Entdeckungsreise durch die Topographie und Geschichte Bayerns möglich. Zum einen können die historischen Karten Bayerns nun erstmalig auf mobilen Endgeräten in hochauflösender Wiedergabe in allen Details betrachtet werden. Zum anderen und vor allem aber können sie, ausgehend vom jeweils aktuellen Standort des Nutzers der App, interaktiv und multimedial erkundet werden. Aufgrund der Georeferenzierung der Kartenwerke wird dem Nutzer der App seine jeweilige Position – dort, wo er sich gerade mit seinem Smartphone oder Tablet in der Hand aufhält – direkt in der historischen Karte angezeigt: Die App funktioniert also als ein historisches Google Maps, der Betrachter der digitalen Karten findet seine gegenwärtige Position direkt im jeweils



Mit der App unterwegs

aufgerufenen historischen Kartenwerk wieder. Über eine Zeitleiste kann er zudem bruchlos zwischen den verschiedenen Karten navigieren.

Auf der jeweils angewählten Karte findet der Betrachter rund um seinen aktuellen Standort herum vielfältige Points-of-Interest, die Texte, Ortsdaten, historisches Bildmaterial und Multimedia-Anwendungen zu Gemeinden, Klöstern, Burgen, Schlössern und Kunstdenkmälern in der näheren Umgebung anzeigen. Diese Points-of-Interest, von denen die App insgesamt mehr als 2.500 bietet, werden durch „Stecknadelköpfe“ (Pins) visualisiert, die je nach Objektkategorie (Burg, Schloss, Denkmal, Gemeinde etc.) unterschiedlich gestaltet sind; die dort jeweils hinterlegten Informationen können per Touch auf das Display aktiviert werden. Die App stellt damit einen Location-Based-Service dar, der Informationen relativ zum Standort des App-Nutzers auf dem Smartphone

oder Tablet anzeigt. Unter den bei den jeweiligen Points-of-Interest hinterlegten multimedialen Materialien sind besonders hervorzuheben:

- **Ortsansichten von Hartmann Schedel und Matthäus Merian d. Ä.:** Die Bayerische Staatsbibliothek besitzt wertvolle Ausgaben von Hartmann Schedels (1440–1514) „Weltchronik“ und von Matthäus Merians (1593–1650) „Topographia Germaniae“. Die darin enthaltenen Ansichten von Orten, Klöstern und Burgen Altbayerns, Bayerisch-Schwabens und Frankens sind in die App eingebunden und können in hoher Auflösung betrachtet werden.
- **Ortsportraits:** Fünfzehn Orte aus allen Regierungsbezirken Bayerns wurden ausgewählt, um exemplarisch einen vertieften Einblick in die Entwicklungen von Siedlungen zu geben, wie sie typisch für den bayerischen Kulturraum sind. Die Portraits werden angereichert u. a. um

Artikel aus dem Online-Angebot „Historisches Lexikon Bayerns“, die die Geschichte Bayerns genauer beleuchten.

- **Wappen der bayerischen Gemeinden:** „Bayerns Gemeinden“ ist ein Online-Angebot des Hauses der Bayerischen Geschichte. Die Abbildungen der darin aufgeführten Wappen sind in die App eingebunden und durch Beschreibungen zu ihrer Entstehung und zur Bedeutung ihrer bildlichen Elemente erläutert.
- **Schwerpunkt Nürnberg:** Als größte Stadt Frankens bildet Nürnberg einen besonderen Schwerpunkt der App. Beginnend mit Matthäus Merians Nürnberger Stadtplan aus seiner „Topographia Franconiae“ (1648) kann der Nutzer anhand fünf historischer, georeferenzierter Stadtpläne aus vier Jahrhunderten in die Geschichte und Topographie der alten Reichsstadt eintauchen. Neben reichem Text- und Bildmaterial ist auch ein Audioguide zu den wichtigsten Sehenswürdigkeiten der Stadt in die App integriert.
- **Ortsansichten Michael Wenings:** Der Kupferstecher Michael Wening (1645–1718) bereiste im Auftrag des Kurfürsten Altbayern und fertigte Ansichten von Ortschaften, Schlössern, Burgen, Klöstern und Landsitzen. Von diesen über 800 Darstellungen, die Anfang des 18. Jahrhunderts in der „Historico-topographica descriptio Bavariae“ veröffentlicht wurden, hat das Landesamt für Vermessung und Geoinformation neue Drucke anfertigen und digitalisieren lassen. Die Ortsansichten Wenings sind in die App integriert und laden zum Zoomen in ihre hochauflösend digitalisierten Details ein.
- **Techniken und Geschichte der Kartographie in Bayern:** Informationen zur Ge-



schichte der Kartographie aus der Zeit vor der satellitengestützten Landvermessung und zur umfangreichen Kartensammlung der Bayerischen Staatsbibliothek bieten Video-Experteninterviews und fachkundige Texte.

Historisches Nürnberg

Als Location-Based-Service präsentiert sich die App „Bayern in historischen Karten“ auch als virtueller Reiseführer, der dem Bayern-Interessierten relativ zu seiner jeweiligen geographischen Position interessante Orte und Stätten in seiner Nähe zeigt und sich damit auch für touristische Zwecke eignet. Zugleich ist die App aber auch für die Nutzung von zu Hause, also gewissermaßen vom heimischen Sofa aus, bestens geeignet. Hier kann der Nutzer in den hochauflösend digitalisierten Karten „blättern“ und auf eine virtuelle Erkundungstour durch Bayern gehen.

Mit der Location-Based-Services-App „Bayern in historischen Karten“ setzt die Bayerische Staatsbibliothek ihre erfolgrei-

che Reihe mobiler Applikationen fort – nach den „Famous Books – Schätze der Bayerischen Staatsbibliothek“, den „Oriental Books“ und der Augmented-Reality-App „Ludwig II.“. Für diese Angebote bringt die Bayerische Staatsbibliothek eine langjährige Erfahrung auf dem Felde der Digitalisierung und digitaler Technologien mit. Mit aktuell knapp 960.000 digitalisierten Werken und Objekten aus ihren Sammlungen (Stand: Juli 2013) verfügt die Bayerische Staatsbibliothek gegenwärtig über den größten digitalen Datenbestand aller deutschen Kultureinrichtungen, und mit einer Scannerflotte von 26 Geräten, unter anderem für anspruchsvolle 3D-Digitalisierung, nimmt sie die Spitzenstellung unter allen deutschen Bibliotheken ein.

Mit der wachsenden Bedeutung des mobilen gegenüber dem stationären Internet bieten sich neue und faszinierende Möglichkeiten der Aufbereitung und Präsentation dieser reichhaltigen digitalen Angebote – Möglichkeiten, die weit über das traditionelle Szenario des stationären Internetabeitsplatzes mit der klassischen

Website als Distributionsform digitaler Information hinausgehen. Die neuen, mobilen Nutzungsszenarien dagegen kontextualisieren digitale Inhalte situativ, personalisiert und passgenau ausgerichtet auf die jeweils individuelle Lebenssituation. Mit der neuen App „Bayern in historischen Karten“ lässt die Bayerische Staatsbibliothek erneut ihre einzigartigen Bestände in den innovativen Nutzungsszenarien des mobilen Internets lebendig werden.

Die App wurde in Zusammenarbeit mit dem Haus der Bayerischen Geschichte, der Bayerischen Verwaltung der staatlichen Schlösser, Gärten und Seen und dem Landesamt für Vermessung und Geoinformation erstellt. Die technische Umsetzung erfolgte durch die Internet-Agentur Bokowsky + Laymann. Die Entwicklung der App wurde vom Bayerischen Staatsministerium der Finanzen und vom Bayerischen Staatsministerium für Wissenschaft, Forschung und Kunst gefördert. „Bayern in historischen Karten“ steht weltweit für Tablets und Smartphones im Apple iTunes Store und im Google Play Store kostenfrei zur Verfügung.

Launch der App am 29. April 2013:
Generaldirektor Dr. Rolf Griebel,
Finanzstaatssekretär und IT-Beauftragter
der Bayerischen Staatsregierung
Franz Josef Pschierer, Stellv. General-
direktor Dr. Klaus Ceynowa



MEISTERWERKE AUS DEM SERAIL

Die Diez'schen Klebealben aus der Sammlung orientalischer Handschriften der Staatsbibliothek zu Berlin

Zusammen mit der einzigartigen Büchersammlung des Gelehrten und Diplomaten Heinrich Friedrich von Diez gelangten im Jahre 1817 mehrere Alben mit orientalischen „Gemälden“ in die Berliner Königliche Bibliothek. Heinrich Friedrich von Diez, seit 1772 als Ministerialrat in Magdeburg tätig, hatte sich 1784 erfolgreich bei Friedrich dem Großen um das Amt des Gesandten an der Hohen Pforte in Konstantinopel beworben. In den sechs Jahren seines Aufenthaltes erwarb er dort zahlreiche wertvolle orientalische Handschriften.

Seine Bücherliebe war selbst in Palastkreisen bekannt, was es ihm erleichterte, im Zuge eines Machtwechsels des Sultans 1789 neben anderen Handschriften auch die Alben des Haremspersonals zu erwerben. Nach seiner Abberufung aus Konstantinopel im Jahre 1791 lebte Diez zurückgezogen als Privatgelehrter in Berlin, zuletzt in seiner Villa in Stralau.

Die Alben enthalten etwa 450 Miniaturen, Zeichnungen, Skizzen und Kalligraphien, die zum überwiegenden Teil im 14. und

Christoph Rauch
ist Leiter der Orientabteilung der
Staatsbibliothek zu Berlin

Dr. Julia Gonnella
ist Wissenschaftliche Mitarbeiterin
am Museum für Islamische Kunst
der Staatlichen Museen zu Berlin –
Preußischer Kulturbesitz



*Drache im Kampf mit zwei Phönix-Vögeln, Iran, um 1400 (Ausschnitt)
(Diez A fol. 73, S. 58 Nr. 2)*





Sitzender vornehmer Mann, Iran, 15. Jh.
(Diez A fol. 73, S. 9 Nr. 1)

15. Jahrhundert im persischen und zentralasiatischen Raum unter der Herrschaft der mongolischen Il-Khane und der Timuriden entstanden sind. Die äußerst hohe Qualität wie auch die bemerkenswerte Vielfalt der Kunstwerke machen sie zu einer der bedeutendsten Sammlungen persisch-mongolischer Buchkunst überhaupt. Während der Sammlung seiner Bücher und den Handschriften rasch die ihnen gebührende Aufmerksamkeit zuteil wurde, fielen die fünf Alben jedoch zunächst in einen „Dornröschenschlaf“. Sie wurden erst 1956 wiederentdeckt, als eine kleine Auswahl der Öffentlichkeit präsentiert wurde. Diese Ausstellung in Tübingen, wo sich Teile der Berliner Handschriftensammlung nach dem Zweiten Weltkrieg im „Exil“ befanden, lenkte sofort die Aufmerksamkeit der islamischen Kunsthistoriker auf sich. Man erkannte sogleich, dass es sich bei den Alben um außerordentliche Werke handelte, die in enger Verbindung mit Materialien im Topkapı-Palast in Istanbul stehen.



Die Idee, Illustrationen aus Handschriften, Skizzen und Zeichnungen sowie Kalligraphien schön arrangiert in Alben einzukleben, stammt nicht von Diez. Schon einige Jahrhunderte vor ihm wurde dies an islamischen Herrscherhäusern getan. Sie dienten dort zur Unterhaltung bei Hofe, aber auch als Musterbücher in den Werkstätten. Im Orient heißen die Alben *Muraqqa'*, ein aus dem Arabischen entlehntes Wort für Flickkleidung oder Patchwork. Wie ein Patchwork sich aus verschiedenen Stoffteilen und Mustern zusammensetzt, so bestehen die einzelnen Albenblätter aus Bildern unterschiedlicher Herkunft und Formate, deren Anordnung zumeist keinen inhaltlichen oder stilistischen Bezug erkennen lässt.

Seiten 12/13:
Eroberung Bagdads durch die Mongolen, Iran, Anfang 14. Jh.
(Doppelbild, Diez A fol. 70, S. 7 und 4)

Bereits im Jahre 1980 kam während einer Konferenz zu den Istanbul Alben in London der Wunsch auf, sich auch der Berliner Sammlung eingehend zu widmen. Es sollten nochmals 33 Jahre vergehen, bis eine solche Konferenz mit Unterstützung der Fritz-Thyssen-Stiftung zustande kommen konnte. Die Resonanz war enorm. Etwa 120 führende Vertreterinnen und Vertreter der islamischen Kunstwissenschaft aus allen Teilen der Welt trafen sich vom 2. bis 5. Juni an der Staatsbibliothek, um den insgesamt 22 Vorträgen über verschiedene Aspekte der Diez'schen Alben zu folgen. Ein besonderer Höhepunkt war die so genannte Hands-on-Session, in welcher einem begrenzten Teilnehmerkreis



Original-Albenblätter präsentiert wurden. Dieses informelle Beisammensein ermöglichte besonders angeregte Fachgespräche in entspannter Atmosphäre. Auf einem vom Verein der Freunde der Staatsbibliothek ausgerichteten Abendempfang am ersten Konferenztage übergab Prof. Klaus G. Saur der Generaldirektorin Barbara Schneider-Kempf ein besonderes Geschenk für die Bibliothek: einen vom Freundes- und Förderverein anlässlich der Tagung jüngst erworbenen Brief von Diez an den Verleger Friedrich Nicolai aus dem Jahre 1772.

Was erklärt nun neben der Qualität der Kunstwerke die besondere Faszination, die von den Alben ausgeht? Es ist vor allem die Vielfalt der enthaltenen Materialien hervorzuheben: Illustrationen aus einer „Weltchronik“ des ilkhanidischen Ministers Raschid ad-Din Fadlallah (ca. 1250 bis 1318), die Einblicke in die höfische Welt, aber auch in das Alltagsleben vermitteln. Dazu kommen zahlreiche Illustrationen aus dem persischen Heldenepos Schah-

name. Von überragender Qualität und voller Rätsel ist eine weitere Gruppe von farbig leuchtenden Illustrationen mit lebendigen Figurengruppen – Szenen von unterschiedlichen Epen, Abenteuer- und Seefahrtsgeschichten, deren Inhalt erst ansatzweise identifiziert werden konnte. Ergänzt wird alles durch eine wahrlich einzigartige Sammlung von Zeichnungen, Studienblättern und Entwürfen, darunter Musterzeichnungen, die für die Übertragung auf andere Materialien (wie Textilien oder Wände) bestimmt waren, sowie dekorative Zeichnungen ostasiatischer Prägung mit Phönix, Drache und anderen Fabelwesen. Gerade an diesen unfertigen Werkstatt-Materialien lässt sich die Entwicklung der islamischen Malerei, der verschiedenen Mal- und Zeichentechniken sowie der besonders im 14. und 15. Jahrhundert sichtbare ostasiatische Einfluss auf die islamische Kunst nachvollziehen. Außerhalb dieser seltenen Klebealben haben sich derartige Materialien in der Regel nicht erhalten können.

Am Ende einer langen Konferenz wartet das Gruppenfoto der Chairs und der Speakers

Die Alben wurden kürzlich in den Werkstätten der Staatsbibliothek zu Berlin digitalisiert. Anschließend erfolgte – im Rahmen des Projekts „Digitalisierung der islamischen Miniaturhandschriften“ in der orientalischen Handschriftendatenbank (www.orient-digital.de) – ihre Erschließung, basierend auf dem gedruckten Katalog aus dem Jahre 1964. Ab Herbst 2013 werden die Meisterwerke aus dem Serail über diese Datenbank bzw. über die Digitale Bibliothek der Staatsbibliothek komplett im Internet kostenfrei einsehbar sein.

„Meisterwerke aus dem Serail“ – dies ist auch der Titel einer Ausstellung, die vom Museum für Islamische Kunst und der Staatsbibliothek zu Berlin gemeinsam organisiert wurde und die vom 3. Juni bis zum 1. September 2013 im Pergamonmuseum zu sehen war. Die Ausstellung wurde im Mschatta-Saal des Museums für Islamische Kunst mit einem Festvortrag von Dr. Julian Raby, Direktor der Freer Gallery of Art/Sackler Gallery in Washington, eröffnet. Dieser Vortrag bildete zugleich den Auftakt des Symposiums. Präsentiert wurden in der Ausstellung neben hervorragenden Einzelseiten auch einige der jetzt eigens wieder nach den Diez'schen Vorlagen rekonstruierten Albenblätter. Als die zwischenzeitlich in Tübingen aufbewahrten Alben mit dem Neubau der Staatsbibliothek nach West-Berlin zurückkamen, wur-

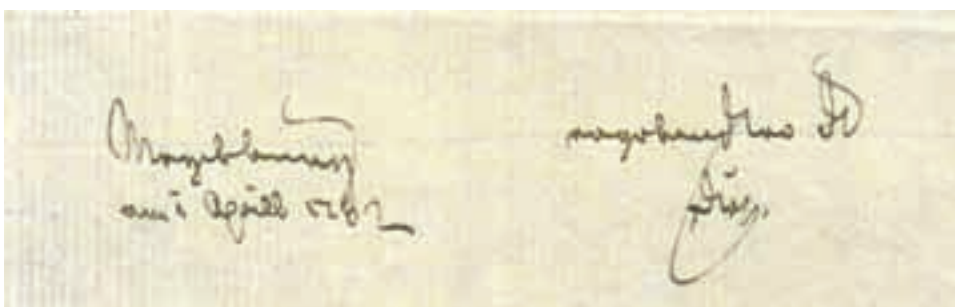
den sie aus restauratorischen Gründen zerteilt, die einzelnen Blätter wurden in den Jahren 1970/71 in einem aufwändigen Prozess voneinander gelöst und einzeln unter Passepartouts gelegt. Lediglich das fünfte sogenannte Kalligraphie-Album (Diez A. Fol. 74) ließ man unangetastet. Auch dieses war nun in der Ausstellung zu sehen. Darüber hinaus wurde der Besucherschaft die Person des Heinrich Friedrich von Diez anhand zeitgenössischer Dokumenten, seiner Schriften und Übersetzungen nahegebracht. Mithin waren auch andere Kostbarkeiten seiner umfangreichen Bibliothek zu sehen, darunter ein osmanischer Seeatlas aus der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts, eine prächtig bebilderte persische Anthologie aus dem 15. Jahrhundert und der von ihm selbst geschriebene Katalog seiner Handschriften. Besonders eindrucksvoll wirkten auch die berühmten großformatigen Konstantinopel-Stiche von Anton Ignaz Melling (1763–1831), der sich kurze Zeit nach Diez in der Stadt am Bosphorus aufhielt.

Man kann sicher sein, dass Digitalisierung, Ausstellung und Konferenz weiteres Interesse an den Alben geweckt und neue Fragen aufgeworfen haben. Die Tür für die Forschung wurde weit geöffnet; die Förderung eines ersten wissenschaftlichen Einzelprojekts wurde kürzlich von der Deutschen Forschungsgemeinschaft bewilligt.

Seite 16:

Vom Freundes- und Förderverein für die Bibliothek erworben: Brief Heinrich Friedrich von Diez' am 1. April 1782 in Magdeburg an den Berliner Verleger und Aufklärer Friedrich Nicolai. Das Schreiben behandelt einerseits das Thema der Zensur unter Bezug auf eine damals nicht auffindbare Schrift mit Lebensbeschreibungen brandenburgischer Minister sowie andererseits eine Frage zu Urkunden über den Kornhandel zwischen der Mark Brandenburg und der Stadt Magdeburg. Abgebildet die erste Seite

Diez' Porträt aus dem Besitz der Staatsbibliothek zu Berlin



PAUL HEYSE ADELT GUSTAV VON ASCHENBACH

Mit einer unbekanntenen Widmung Thomas Manns in einem Prachtband der Bayerischen Staatsbibliothek

Dr. Dirk Heiße
ist Literaturwissenschaftler und
Autor

Der Katalog zur Ausstellung, erstellt von Sigrid von Moisy unter Mitarbeit von Karl Heinz Keller, ist in der BSB erhältlich (www.bsb-muenchen.de -> Die Bayerische Staatsbibliothek -> Publikationen -> Ausstellungskataloge und mehr)

Das Jubiläum „100 Jahre Thomas Manns „*Der Tod in Venedig*“ hat im Winter 2012/2013 zu einer Ausstellung im Literaturhaus München, zu einem begleitenden Vortrag über „Die Masken des Gustav von Aschenbach“ und bei den Recherchen dafür zu einer besonderen Spurensicherung in der Bayerischen Staatsbibliothek geführt. Dort befindet sich, wohl als seinerzeitiges Pflichtexemplar erhalten und in Leder gebunden, sogar noch ein unnummeriertes Exemplar (mit leichten Brandflecken) der auf 100 Exemplare limitierten Erstausgabe der

Novelle, erschienen 1912 als 13. „Hundertdruck“ im Münchener Hyperionverlag Hans von Weber (BSB-Signatur: 4 L.sel.I 6-13). Gesetzt in einer Kursivschrift von Walter Tiemann, wird bereits im ersten Satz, viertes Wort, der Adelstitel des Helden „Gustav Aschenbach oder von Aschenbach, wie seit seinem fünfzigsten Geburtstag amtlich sein Name lautete“, auffällig betont. Mit diesem „von“ haben sich die Deuter der Novelle bislang eher schwer getan, wenn sie es nicht gleich ganz vernachlässigten. Dabei lässt sich als Maske für Gustav von Aschenbach nach Thomas Mann selbst, der im Mai/Juni 1911 in Venedig die Geschichte weitgehend selbst erlebt hatte, und dem damals im Alter von 51 Jahren in Wien verstorbenen Komponisten Gustav Mahler gerade wegen des Adelstitels ein drittes, bislang unbekanntes Vorbild erkennen. Es ist, so Albert Soergel in seinem Werk „Dichtung und Dichter der Zeit“ aus dem Jahr 1911, der unter den damaligen Dichtern „berühmteste von allen: der als Meister der deutschen Novelle überall gefeierte Paul Heyse“, seit 1910 Paul von Heyse (1830–1914).

Kein Autor war in München um 1910 berühmter und gefeierter als der aus Berlin gebürtige Schriftsteller und promovierte Romanist Paul Heyse. Er war der „Münchener Dichterkönig im bürgerlichen Zeitalter“, wie ihn 1981 eine Ausstellung in der Baye-



Paul Heyse, um 1910
(BSB)

rischen Staatsbibliothek vorstellte, die Heyses Nachlass verwahrt.

Von König Maximilian II. im Jahre 1854 nach München berufen, avancierte Paul Heyse zum Haupt des Münchener Dichterkreises in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Sein auf eigenen Übersetzungen beruhendes „Spanisches Liederbuch“ (1852, mit Emanuel Geibel) und sein „Italienisches Liederbuch“ (1860) vertonte Hugo Wolf. Er schrieb 180 Novellen, für die er jeweils einen neuen Plot, einen sogenannten „Falken“, erfand, 60 Theaterstücke und neun Romane. Auch nach seinem Rückzug aus den königlichen Diensten blieb er an seinen beiden Wohnorten in München und Gardone Riviera am Gardasee hoch geehrt und geachtet. Das in seinem Auftrag errichtete Wohnhaus an der Luisenstraße 22 (1830, 1873 umgebaut von Gottfried von Neureuther), eine in einem Garten gelegene spätklassizistische Villa, die nach Kriegsschäden vereinfacht wurde, steht heute zwar unter Denkmalschutz, ist aber dennoch, wie zu hören ist, aufgrund einer Immobilienspekulation vom Abbruch bedroht! Eine Bürgerinitiative bemüht sich derzeit intensiv um den Erhalt des Hauses. Gehörte doch das Haus Paul Heyses hinter der Glyptothek einst mit dem soeben erst aufwändig renovierten Lenbachhaus, der längst verschwundenen Schackgalerie (damals an der Briener Straße) und dem durch die Nationalsozialisten zerstörten Palais Pringsheim (der Schwiegereltern Thomas Manns) zu den ersten Adressen in der noblen Maxvorstadt.

Die Gemeinsamkeiten zwischen dem Dichturfürsten Paul Heyse und Gustav von Aschenbach sind deutlich. Auch Aschen-

bach lebt schon seit langem in München und ist dort ein Repräsentant geworden: „Nach einigen Jahren der Unruhe [...] wählte er frühzeitig München zum dauernden Wohnsitz und lebte dort in bürgerlichem Ehrenstande, wie er dem Geiste in besonderen Einzelfällen zuteil wird.“ (GKFA, Bd. 2.1, S. 515). Das traf auf niemand besser zu als auf Paul Heyse! Die Stadt München ehrte den berühmten Mann 1900 zum 70. Geburtstag ebenso wie 1904 zum 50. Jahrestag seiner Übersiedlung nach München (!) mit kostbar gestalteten Glückwunschkarten. Zum 75. Geburtstag im Jahr 1905 ernannte die Stadt den prominenten Dichter zu ihrem Ehrenbürger und benannte die Paul-Heyse-Straße in der Ludwigsvorstadt nach ihm. (Die gesundheitsgefährdende Paul-Heyse-Unterführung am Bahnhof erhielt ihren Namen allerdings erst 1957).

Spektakulärer Höhepunkt dieses ruhmvollen Lebens war das Jahr 1910: Mit dem 80. Geburtstag des Dichturfürsten im März, der Nobilitierung durch den Prinzregenten im Juni und der Verleihung des Nobelpreises für Literatur im November. Dieses ehrenvolle Treiben um Paul Heyse in München hat Thomas Mann keineswegs bloß von außen distanziert-amüsiert beobachtet, sondern er hat sich daran auch mit einer aufschlussreichen bislang unbekanntem Widmung beteiligt.

Die Bayerische Staatsbibliothek bewahrt im Nachlass Paul Heyses ein prächtiges, in rotes Leder gebundenes Album, das aus 301 Grußadressen „von Freunden und Verehrern“ zusammengestellt wurde (BSB Heyse-Archiv V.103a; online lesbar im Handschriftenlesesaal unter Heyse-Archiv V.103a). Jeder von ihnen bekam ein Blatt



Thomas Mann: *Der Tod in Venedig*.
Titelseite des Exemplars der BSB
(4 L.sel.1 6-13)

Der Prachtband der Heyse-Festschrift
(BSB Heyse-Archiv V.103a)



mit dreifachem Goldrand und einem Quadrat in der Mitte zugesandt, um handschriftlich einen Beitrag für das Unikat zu leisten. Es finden sich darin Grußworte u. a. von Kaiser Wilhelm II. und Prinzregent Luitpold, von den Malerfürsten Franz von Defregger, Friedrich August Kaulbach, Franz von Stuck, von den Schriftstellerkollegen Elsa und Max Bernstein, Hermann Bahr, Hedwig Dohm, Max Halbe, aber auch von jüngeren Kollegen wie Hermann Hesse, Alfred Kerr, Ricarda Huch, und, neben vielen weiteren, eben auch von Thomas Mann sowie von dessen Schwiegervater Alfred Pringsheim.

Und was schreibt Thomas Mann? Er schreibt einen Text, der von seinem Helden Gustav von Aschenbach stammen könnte. Von ihm, dessen „ganzes Wesen auf Ruhm gestellt war“ (Bd. 2.1, S. 508), heißt es, dass er gelernt habe, „von seinem Schreibtische aus zu repräsentieren, seinen Ruhm zu verwalten, in einem Briefsatz, der kurz sein mußte (denn viele Ansprüche dringen auf den Erfolgreichen, den Vertrauenswürdigen ein) gütig und

bedeutend zu sein.“ (Ebd.). Und in eben diesem Stil schreibt Thomas Mann, der damals 34-jährige Autor des Eheromans „Königliche Hoheit“ (1909), im Frühjahr 1910 dem betagten Münchener Dichturfürsten auf Blatt 185 ins Ehren-Album:

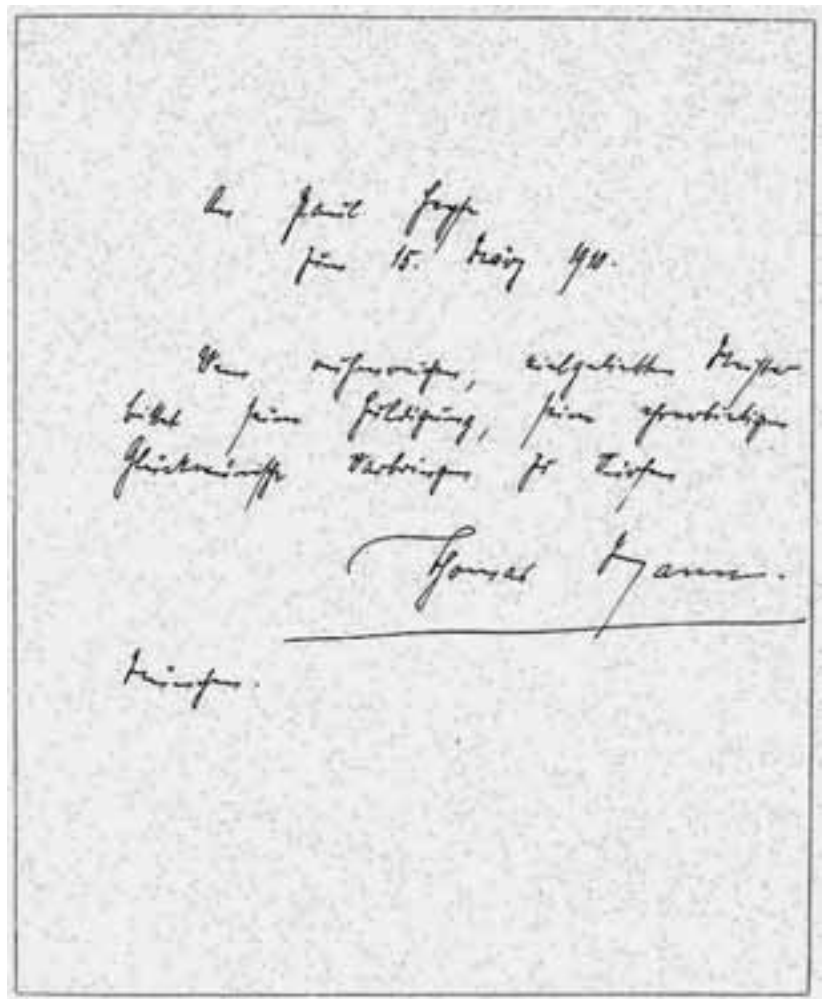
An Paul Heyse / zum 15. März 1910. / Dem ruhmreichen, vielgeliebten Meister / bittet seine Huldigung, seine ehrerbietigen / Glückwünsche darbringen zu dürfen / Thomas Mann / München

Kurz, gütig und bedeutend. Gustav von Aschenbach hätte es nicht besser treffen können. Wie sehr Thomas Mann aber schon zu diesem Zeitpunkt Paul Heyse als *démodé* angesehen haben dürfte, verrät er in einem Brief an Maximilian Harden vom 30. August 1910, worin er Heyse als „den sonnigen und fast unanständig fruchtbaren Epigonen“ kritisiert, „der dem Neuen gegenüber so vollkommen versagte und noch heute auf Wagner und Ibsen wie ein Dummkopf schimpft“ (GKFA, Bd. 21, S. 459). Zu holen war daher im Sommer 1911, als Thomas Mann mit dem Schreiben der Novelle begann, bei Heyse ein Jahr nach dessen Nobilitierung in Felix Krull'scher Hochstapler-Manier schlichtweg nur noch das „von“. Wie zur Bestätigung überwiegen in dem Prachtband für den 80-jährigen Paul Heyse die Lieder von den *tempi passati*. So singt die nur wenig jüngere Hedwig Dohm (1833–1919), Katia Manns Großmutter: „Aus meiner Jugend längst versunkenen Träumen / Tönt mir Dein Name wie ein Zauberklang. / Wo ist die Zeit, wo unter Lindenbäumen / In mir gelebt, was Deine Muse sang? / Doch konnte Zeit Dir auch den Scheitel bleichen / Verblaßten Jugendstürmen zur Erinnerung: / Was kümmern Dich des Alters

äuß're Zeichen, / Des Paradieses Kinder
bleiben ewig jung.“ [Bl. 75]. Ernst Rosmer
(alias Elsa Bernstein) (1866–1949) sagt das
in einem Haiku: „Der Schnee im Lorbeer
zeigt / Wie frisch er grünt.“ [Bl. 229]. Der
junge Hermann Hesse (1877-1962) fasst
sich kurz: „Den verehrten Meister / grüßt
in alter Hochschätzung / vom Bodensee
her / Hermann Hesse“ [Bl. 134]. Der Ber-
liner Theaterkritiker Alfred Kerr (1867–
1948) hat immerhin einen Wunsch: „An
Paul Heyse. / Es wandeln die Jahre, es
wechseln die Moden, / Die einen erblü-
hen, die andern erblassen, / Doch in den
verschiedenen Perioden / Wünscht ich:
mal deine Hand zu fassen.“ [Bl. 153]. Einen
originellen Vergleich zum Verhältnis von
Poesie und Mathematik stellt der Münche-
ner Mathematik-Professor Dr. Alfred
Pringsheim (1850–1941), Thomas Manns
Schwiegervater (vgl. BM 2/2012), auf Blatt
216 an:

*Daß zwischen Poesie und Mathematik eine
unüberbrückbare Kluft liege, wird wohl ziem-
lich allgemein angenommen. Und doch steckt
in jedem ordentlichen Mathematiker (nicht in
jedem ordentlichen Professor der Mathema-
tik) ein gutes Stück vom Poeten. So darf wohl
auch der Mathematiker den achtzigsten
Geburtstag des vielgefeierten Dichters zum
Anlaß nehmen, ihm seine besten Wünsche
und seine aufrichtige Verehrung auszuspre-
chen. / München, im Januar 1910. / Alfred
Pringsheim.*

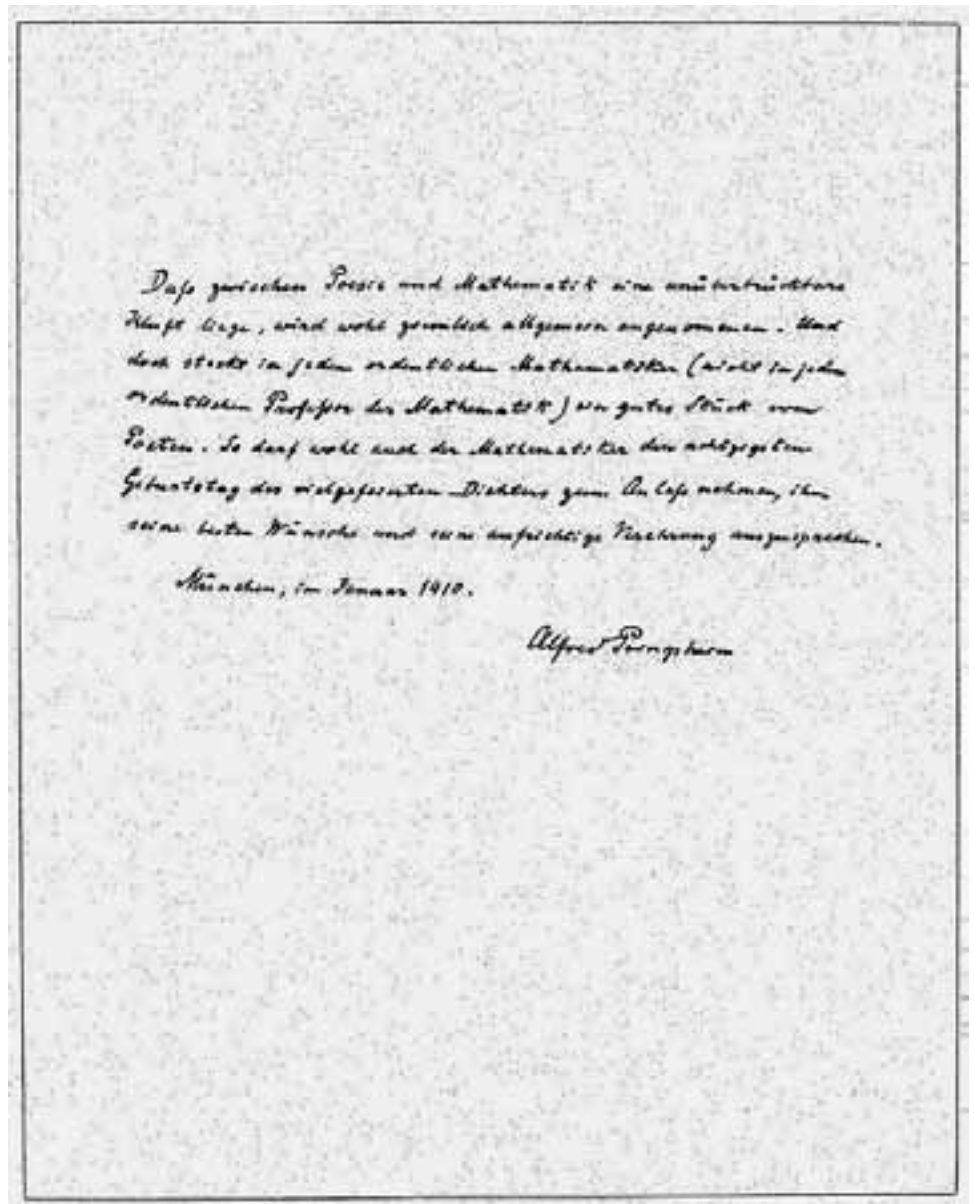
Die Vielfalt an Stimmen verstärkt nur den
Eindruck, dass die Zeit des großen Poeten
längst abgelaufen war. Paul von Heyse
starb am 2. April 1914 in München und
wurde auf dem Waldfriedhof in einem
prächtigen, säulenumstandenen Ehrengrab
der Stadt München bestattet. Die literatur-



geschichtliche Bedeutung Paul Heyses hält
dennoch weiter an. Sein Nachlass in der
Bayerischen Staatsbibliothek ermöglicht
weiterhin lohnende Forschungen zu den
Beziehungen mit den Zeitgenossen Theo-
dor Fontane, Emanuel Geibel, Gottfried
Keller und Ludwig Ganghofer, dessen
Briefwechsel mit Paul Heyse Aufschlüsse
zur „Literaturpolitik“ in München bietet
(vgl. den Beitrag von Walter Hettche in:
ZBLG, Bd. 55, 1992, H. 3). Dazu kommen
nun die Absetzbewegungen damals „neue-
rer“ Autoren wie Hermann Hesse und
besonders Thomas Mann. Erst in jüngerer
Zeit wurden erstaunliche Verbindungen
zwischen einer Venusberg-Novelle Paul

*Thomas Manns Widmung für Paul
Heyse zum 15. 3. 1910
(BSB Heyse-Archiv V.103a, Bl. 185)*

Alfred Pringsheim: Widmungsblatt für
Paul Heyse, Januar 1910
(BSB Heyse-Archiv V.103a, Bl. 216.)



Heyses „Barbarossa“ (1871), und Thomas
Manns Epochenroman „Der Zauberberg“
(1924) aufgezeigt (vgl. den Beitrag von
Alexander Weber in: ZfdPH, Bd. 129,
2010). Zum Heyse-Jahr 2014 plant die
Bayerische Staatsbibliothek eine Ausstel-
lung auf der Grundlage des Nachlasses.
Der Prachtband mit den 301 Albumblät-
tern sollte darin einen Ehrenplatz erhalten.

Den Abdruck der Widmung Thomas Manns
erlaubten freundlicherweise Prof. Dr. Frido
Mann, München, und die S. Fischer Verlag
GmbH, Frankfurt a. M.

Der Satz Elsa Bernsteins wird zitiert mit
freundlicher Erlaubnis von Ruth I. Shimondle,
Edmonds (WA); der Gruß Hermann Hesses
mit freundlicher Genehmigung der Suhrkamp
Verlag GmbH und Co. KG, Berlin, und die
Widmung Alfred Kerrs mit freundlicher
Zustimmung von Judith Kerr-Kneale, London.

SCHÖNE MENSCHEN UND SCHÖNE BLUMEN

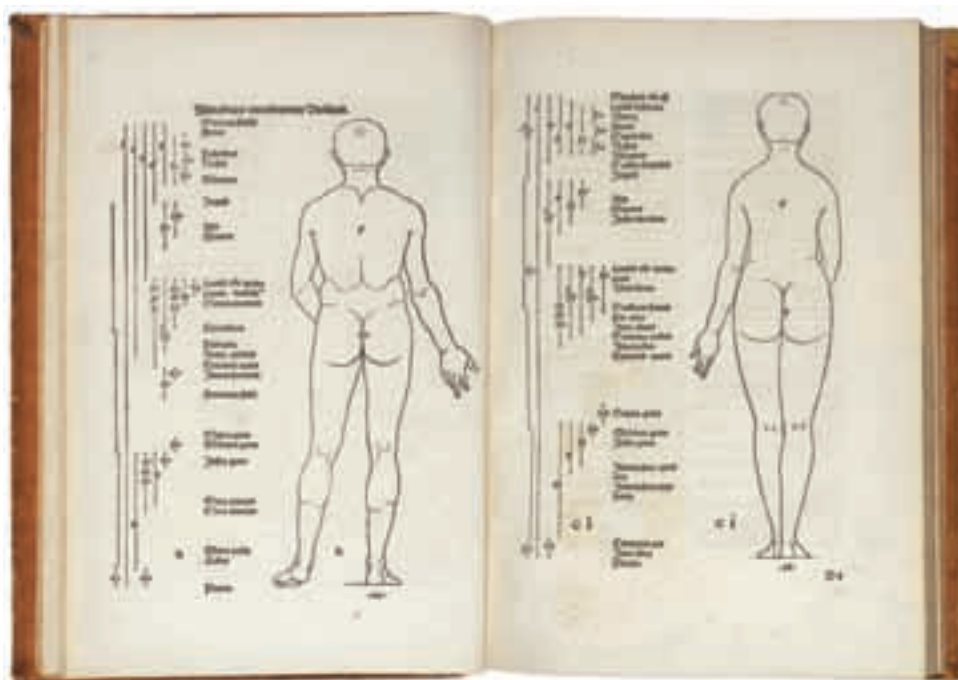
Schöne Bücher restauriert mithilfe des DuMont Kalenderverlages



Ist das nun schön? Darüber kann man geteilter Meinung sein. In jedem Fall haben die Bücher, von denen hier die Rede sein soll, ihre Spuren in der Kunst- und Kulturgeschichte hinterlassen. Albrecht Dürers Proportionslehre mit ihren wohlproportionierten Menschen gehört ebenso dazu wie die *Plantae selectae* von Christoph Jacob Trew, in denen ausgewählte Pflanzen in ausgewählten Illustrationen zusammengestellt worden sind. Diese und andere Bände konnten mit Unterstützung des DuMont Kalenderverlages nun restauriert werden.

Die „Vier Bücher von menschlicher Proportion“ von Albrecht Dürer (1471–1528)

Dr. Katrin Böhme
ist wissenschaftliche Referentin in
der Abteilung Historische Drucke
der Staatsbibliothek zu Berlin



oben links:

Arctotis acaulis, Tafel XCIII aus: Christoph Jacob Trew: *Plantae Selectae* ... Augsburg: Haid 1750–1792
(Signatur: gr. 2° Ma 8475<a> : R)

Rückenansicht von Mann und Frau aus: Albrecht Dürer: *De Symmetria partium in rectis formis humanorum corporum*. Nürnberg 1532
(Signatur: 4° Nu 760 : R)



erschienen postum 1528 zuerst in deutscher Sprache. Die lateinische Ausgabe in der Übersetzung des mit Dürer befreundeten Humanisten Joachim Camerarius (1500–1574) folgte 1532/34. Auf der Basis dieser lateinischen Ausgabe wurde das Buch europaweit bekannt; es folgten Übersetzungen ins Französische 1557, ins Italienische 1591 und ins Niederländische 1622. Das Besondere an diesem Werk sind seine Illustrationen. Sie zeigen insgesamt 29 Figuren, wobei im Unterschied zu früheren Darstellungen neben dem Mann auch die Frau sowie ein Kind dargestellt werden. Die schlichten Umrisszeichnungen der menschlichen Figuren zeigen jeweils eine Rücken-, Seiten und Vorderansicht. Seitlich aufgelistete Benennungen der Körperteile sind durch Verweislinien dem Körper zugeordnet. Außerdem werden, entweder neben oder in den Körper geschrieben, Messzahlen angegeben. Diese als sogenannte Linienholzschnitte gearbeiteten Illustrationen wurden von dem Nürnberger Drucker und Verleger Hierony-

mus Andreae (gest. 1556) angefertigt und zeigen höchste handwerkliche Qualität. Überhaupt ist dieses Werk das erste zum Thema menschlicher Proportionen, das derart zahlreiche Abbildungen aufweist. Es veranschaulicht damit die Arbeitsweise Dürers, der sich durch zeichnerisches Verstehen dem Thema näherte. Die zahlreichen überlieferten Skizzen und Zeichnungen verdeutlichen, dass er ungefähr 20 Jahre lang Figurenstudien nach der Natur anfertigte. Aus diesen Beobachtungen entwickelte Dürer dann eine arithmetische, auf Größen- bzw. Zahlenverhältnissen basierende Methode der Körperkonstruktion, quasi Musterfiguren, die im künstlerischen Schaffen durch vielfältige Gestaltungsmöglichkeiten variiert werden können.

Gesichterkonstruktionen aus: *De varietate figurarum et flexuris partium ac gestibus. imaginum, libri duo.* Nürnberg 1534

(Signatur: 4° Nu 760 : R)

rechts:

„La Frayeur“, Charles Le Brun: *Methode Pour apprendre A Dessiner Les Passions.* Amsterdam 1702

(Signatur: 4° Nu 819<a> : R)



Auch vom Menschen, wenn auch auf ganz andere Weise, handelt das erstmals 1667 erschienene Werk von Charles Le Brun (1619–1690), dem bekannten französischen Maler am Hofe Ludwigs XIV., in dem die verschiedenen Gesichtsausdrücke menschlicher Leidenschaften zeichnerisch dargestellt werden. Unterschied man im Frankreich des 17. und 18. Jahrhunderts zwischen Gefühl und Leidenschaft, so wurden entsprechend dieser Unterscheidung die feinsinnlichen Gefühlsäußerungen ausgespart und vor allem die starken Gefühle wie Hass, Erschrecken, äußerste Verzweiflung oder grenzenlose Liebe gezeigt. Die Gesichter sind im Kupferstich auf vereinfachend-schematisierende Weise dargestellt. So eignete sich dieses Werk besonders für die Ausbildung angehender Künstler, die es zum Studium der Gesichtsausdrücke verwendeten. Der Name Le Brun wurde dafür zum Synonym; sein Buch war europaweit verbreitet, erschien in vielen verschiedenen Ausgaben und diente bis ins 19. Jahrhundert hinein als Musterbuch zur Darstellung von ausdrucksstarkem Mienenspiel. Das vorliegende Exemplar ist eine 1702 in Amsterdam erschienene Ausgabe im Duodez-Format (9,5 x 16 cm). Auf dem fliegenden Vorsatzpapier sind nicht nur ein Besitzeintrag in Form eines gereimten Gedichtes, sondern auch Zeichnungen zweier Köpfe im Profil zu finden – ein Indiz dafür, dass wohl tatsächlich ein Zeichenschüler dieses Exemplar mit sich führte.

Weniger zum Mitführen in der Tasche geeignet ist die Künstleranatomie im Großfolio-Format (66 x 53 cm) von Paolo Mascagni (1755–1815). Der bekannte italienische Anatom war vor allem durch sein besonderes Präparationsverfahren zur



Konservierung und Darstellung der Lymphgefäße bekannt geworden. Er hatte die Professur für Anatomie in Siena inne und gab dort Unterricht in Anatomie für Medizinstudenten. Die vorliegende Künstleranatomie basiert auf seinen anatomischen Forschungen und wurde 1816 postum von seinen Erben herausgegeben. Die Tafeln zeigen, wie auch in modernen Künstleranatomien üblich, den Menschen aus anatomischer Perspektive. Zum Verständnis der menschlichen Gestalt sollten die Kunststudenten und Zeichenschüler den Aufbau des Körpers, die Lage und Bezeichnungen der Knochen und Muskeln genau kennenlernen. Im Unterschied zum Beispiel zu Dürers Herangehensweise, der

Paolo Mascagni : Anatomia Per Uso Degli Studiosi Di Scultura E Pittura: Opera Postuma. Florenz 1816 (Signatur: sgr. 2° Nu 925 : R)

die Anatomie aus seiner Proportionslehre vollkommen ausnahm, ermöglicht die anatomische Perspektive ein besseres Verständnis von Bewegung und damit eine bessere zeichnerische Umsetzung von Bewegungsabläufen. Dazu dienten nicht nur anatomische Studien von Medizinern, sondern auch während des 18. Jahrhunderts zunehmend Verbreitung findende Figuren, welche ausschließlich Skelett und Muskulatur zeigen. Solch einen „Muskelmann“ (Écorché) stellt auch Mascagni in

*Papaya, Tafel VII aus: Christoph Jacob Trew: Plantae selectae ... Augsburg: Haid 1750–1792
(Signatur: gr. 2° Ma 8475<a> : R)*



seiner Anatomie für Künstler dar, auf den folgenden Tafeln ergänzt von anatomischen Detailstudien u. a. von Kopf, Schulter, Gelenken und den sichtbaren Blutgefäßen der Extremitäten. Die Illustrationen wurden von dem Zeichner und Kupferstecher Antonio Serantoni (1780–1837) meisterhaft ausgeführt und sind von außergewöhnlicher Genauigkeit und hoher künstlerischer Qualität. Mit dem übergroßen Format und den Abbildungen in neoklassizistischer Manier entspricht das Werk dem Geschmack der Zeit und belegt auf eindruckliche Weise den hohen Standard der anatomischen Buchillustration in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts.

Eine ähnliche Symbiose von Kunst und Natur findet sich in den Pflanzenbildnissen von Georg Dionysius Ehret (1708–1770), einem der berühmtesten Pflanzenmaler seiner Zeit. Ehret fertigte im Auftrag des Nürnberger Arztes und Gelehrten Christoph Jacob Trew (1695–1769), welcher die „Plantae selectae“ in Lieferungen zu je 10 Blättern herausgab, Zeichnungen von besonders attraktiven und seltenen Pflanzenarten an. Ehret war ursprünglich Gärtner, ehe er zum Zeichnen der Pflanzen kam. Sein botanisches Wissen und sein zeichnerisches Können versetzten ihn wie kaum einen anderen in die Lage, das Spezifische einer Pflanzenart zu erkennen und im Bild festzuhalten. Dabei bilden die Darstellungen nicht ein Individuum ab, sondern fassen alle typischen Merkmale in der Zeichnung zusammen, zeigen quasi den Grundtypus der entsprechenden Art. So kommt es zum Beispiel, dass Blüten neben Früchten zu sehen sein können, obwohl dies in der Natur nicht vorkommt. Die so idealisierten Pflanzenbilder zeigen also eine Summe von typischen Eigenschaften, und

in dieser Gesamtheit wurden sie schon von den Zeitgenossen Ehrets als schön empfunden. Auch in der Gegenwart gelten die „Plantae selectae“ als eines der schönsten und prachtvollsten Pflanzenwerke überhaupt.

Die bezaubernden Tafeln aus den „Plantae selectae“ dienen nun im laufenden Jahr 2013 als Vorlage für die Kalenderblätter des im DuMont Kalenderverlag erscheinenden „Botanischen Kabinetts“, einem großformatigen Kunstkalender, der bereits seit 2008 in Kooperation des Verlags und der Staatsbibliothek zu Berlin entsteht und dessen Vorlagen aus wertvollen naturhistorischen, reich bebilderten Werken stammen. Diese erfolgreiche Zusammenarbeit hat sich nun in besonderer Weise bezahlt gemacht. Durch eine großzügige Zuwen-

dung des Verlags konnten dieses und die anderen genannten Werke sowie weitere drei Bände aus den Sondersammlungen der Abteilung Historische Drucke restauriert werden. Die Einbände dieser Bücher waren zum Teil so stark beschädigt, dass eine Benutzung nur noch eingeschränkt möglich war. Die Ledereinbände waren schadhaft, die Buchrücken teilweise gelöst und einzelne Seiten gelockert. Durch eine aufwändige Restaurierung sind diese Schäden jetzt behoben. Wir möchten daher an dieser Stelle dem DuMont Kalenderverlag ausdrücklich danken: Zum einen für die langjährige gute Zusammenarbeit, die immer wieder schöne Kalender hervorbringt. Zum anderen danken wir für die finanzielle Hilfe, die es uns ermöglichte, diese schönen Bücher wieder in einen schönen Zustand zu versetzen.

Anzeige



DuMonts Botanisches Kabinett:
C. J. Trew 2014 (42,5 x 52,0 cm)
978-3-8320-2511-3 · 25,00 €



Das Naturalienkabinett des
Albertus Seba 2014 (68,5 x 49,5 cm)
978-3-8320-2550-2 · 40,00 €

DUMONT
KALENDERVERLAG



Redoutés Rosen
Taschenkalender 2014
(11,3 x 16,3 cm)
42 508096 6 · 9,99 €

Diese und viele weitere DuMont-Kalender finden Sie in Ihrer Buchhandlung und unter www.dumontkalender.de

DUMONT
Kalender
Mehr als nur
12 Bilder

„SILENTIUM, ODER DIE ANGST DES BEAMTEN ...“

5. Werkstattkonzert: Eine Musiklesesaalerkundung

Dr. Reiner Nägele
ist Leiter der Musikabteilung der
Bayerischen Staatsbibliothek

Er klopft an die Regalwände, an Scheiben, kratzt über Tischplatten, zieht Schubladen auf und wirft sie lärmend wieder zu, streicht vernehmlich über Buchrücken, zupft an den Stahlseilen des Treppengeländers zur Galerie. Professor Cornel Franz, Leiter des Studiengangs Regie an der Bayerischen Theaterakademie August Everding, lauscht immer wieder versonnen den verschiedenen Klängen und Geräuschen, die in unserem Lesesaal Musik, Karten und Bilder hörbar sind (Aufzug, Drucker, Telefon, Schritte) oder die er selbst durch seine Aktionen provoziert. Ein dreirädriger Bücherwagen weckt seinen Spieltrieb. Unermüdlich schiebt er das antike Vehikel über die Türschwelle am Eingang zum Lesesaal hin und her, es holpert und klappert, die innen liegenden Bücher schlagen gegen den Wagenboden und die Wände. Prof. Franz ist sichtlich beglückt und zugleich traurig: „Das ist wohl die einzige Schwelle im Raum?“ Sein Bedauern ist tief empfunden, wenn auch rein künstlerisch motiviert, dass hier alles so „behindertengerecht“ gestaltet sei. Als er anfängt, das Geländer zu manipulieren, um die Stahlseile Gitarrenseiten gleich „zu stimmen“, wage ich einzuschreiten, werde aber vom Assistenten zurück gehalten. Man dürfe, so sein Famulus mit Nachdruck, Herrn Professor in seiner Inspirationsphase – bitteschön! – nicht stören. Und so wurde der Titel der Veranstaltung für unser erstes

Werkstattkonzert in 2013 aus einer kunstwidrigen Einmischung heraus geboren: „Silentium, oder die Angst des Beamten vor dem Präzedenzfall. Eine Musiklesesaalerkundung für Fortgeschrittene und Anfänger“.

Eine eigentümliche Idee begann sich an diesem Abend zu konkretisieren: Der Plan zu einer künstlerischen Raumerkundung, einer Expedition, inspiriert durch das Lesesaal-Junktim der Abteilung Musik mit der Abteilung Karten und Bilder, mit musikalischer Ausrüstung freilich. Dabei hatte alles zunächst ganz unverdächtig begonnen.

Anschließend an den Besuch des 3. Werkstattkonzerts mit dem Jazztrompeter Claus Reichstaller im November 2011 (Bibliotheksmagazin 3/2011) schlug Joachim Tschiedel vor, „Irgendetwas“ gemeinsam mit der Theaterakademie in diesem Raum zu veranstalten. Tschiedel, Leiter der Studienrichtung Musiktheater an eben dieser und von der Presse gefeierter Dirigent, hatte die besondere Atmosphäre bei dem multimedialen Konzert, die effektivvoll zwischen konventionellem Lesesaal und konzerttauglichem Veranstaltungssaal changiert, begeistert, jene eigentümliche Mischung aus bibliothekarisch gefordertem Mobiliar wie hölzernen Bücherregalen, alten Tischen, einer Sammlung von Globen, antikierten Mikrofichegeräten,





modernen Computern, zweier eindrucksvoller Galerien, einem Selbstabholerbereich und einer raumgreifenden Ausleihtheke einerseits, und künstlerischen: einer Bühne, einem Bösendorfer-Flügel, spezieller Beleuchtungsinstallation und der Möglichkeit zur Umwidmung des Galerienaufgangs zur Showtreppe andererseits. Cornel Franz ließ sich ebenso rasch überzeugen, ein Textbuch für eine moderne Kammeroper wurde zur Begutachtung vorgelegt, fand jedoch keinen Fürsprecher. Und so reifte in Cornel Franz die Vorstel-



lung, gemeinsam mit Joachim Tschiedel als musikalischem Ideengeber und dem Leiter der Musiksammlung als bibliothekarischem Berater ein eigenes Stück zu entwickeln.

Bei einer der vielen nächtlichen Treffen, in denen das Projekt im gemeinsamen Gespräch, im Befragen und Diskutieren zunehmend Gestalt annimmt, erzählt mir Prof. Franz von seinem Dorf im Allgäu, in dem er zeitweilig wohnt. Dort hat er mit den Dörflern auf ihren Wunsch hin Theater gemacht, und zwar nicht im herkömmlichen Sinne eines Bauerntheaters. Er ließ im Wald Musikapparate und Lautsprecher verteilen; und beim anschließenden Gang durch die Natur wurde dem Publikum das so Vertraute plötzlich mysteriös, der alltäglich gedankenlos bewirtschaftete Raum – der profane Ort – war verzaubert, in gewisser Weise sogar geheiligt. Kunst, so verstehe ich Cornel Franz, darf nicht als Apologie missbraucht werden, zur Beruhigung, um Gewissheit zu schaffen und das längst Vertraute zu bestätigen, sie soll stattdessen kreativer Anlass für neue Erfahrungen sein, soll für Überraschung sorgen, für Verzücken, Erstaunen und Erschrecken, und sie soll dem scheinbar Zufälligen, nicht zu Erwartenden, der Epiphanie eine Chance geben, zumindest für den kurzen Moment der künstlerischen Performance. Poetisches Assoziieren statt plumphem Erklären: Unser repräsentatives Literatur- oder Interpretationstheater könnte nicht ferner sein.

Entsprechend entwickelte sich auch das Stück „Silentium“ in der Entstehungsphase, ja, noch in den Proben bis zur Premiere am 12. April aus einer scheinbar willkürlichen Reihung assoziativer Momente zu einem dramaturgisch geschlossenen Gan-

zen. Auch das Thema, sofern man davon sprechen kann, fand den Weg von dem ursprünglich spielerischen Konzept, die Klänge des Raumes zu erkunden, hin zu einem grundsätzlich kreativen Nachdenken über die Unvereinbarkeit gleichzeitigen Musikstudierens und Musikmachens.

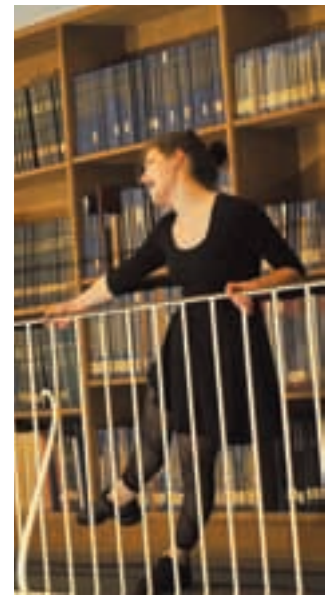
Die Antagonie von Verpflichtung zur Stille in einem Lesesaal und der realen, nicht selten phongewaltigen Musik als Ausdruck von Lebensfreude motivierte die monatelange künstlerische Genese. Schließlich ist es die Musik in ihrer vitalen Form, die in lautloser Gestalt der dort studierten Notenblätter den Lesesaal erst eigentlich zu dem macht, was er ist: Zu einem Musiksaal nämlich, mit Betonung auf Musik, und nicht primär zu einem Lesesaal, mit Betonung auf Lesen. Gäbe es keine Noten, bräuchte es auch keinen solchen Lesesaal. Doch ist ein Notenblatt schon Musik? Sind Partituren, die nicht zum Erklingen führen, überhaupt als Musik zu bezeichnen? Ersetzt ein Bauplan schon das Bauwerk, eine Gebrauchsanleitung bereits das zu Gebrauchende?

Mit den Worten von Cornel Franz: „Es geht zum Einen darum, die vorhandenen Klänge des Musiklesesaals der Bayerischen Staatsbibliothek zu entdecken, zu erkunden, zu extrahieren, anders zusammen zu setzen und dadurch einen Teil des uns Allen bekannten Gebäudes so kennen zu lernen, wie wir es bis dahin noch nicht gehört haben. Zum anderen ist gerade der Musiklesesaal im Jahre 2013 umzingelt von Jubilaren: John Dowland (* 1563), Franz Danzi (* 1763), Richard Wagner (* 1813), Giuseppe Verdi (* 1813), Franz Schubert († 1828), Ernst Toch (* 1887), Benjamin Britten (* 1913), Paul Hindemith († 1963)

erheischen akustischen Eintritt. Wie kann der Saal sich dieser Geister erwehren, die versuchen sich durch geheime Türen, schlecht schließende Fenster, über Galerien, Treppen und mit Hilfe eines rumpelnden Aufzugs akustischen Eintritt zu verschaffen?“

Auf diese Weise erlebten die Besucher der Premiere und der beiden folgenden Aufführungen am Samstag und Sonntag eine Art „szenisches Konzert“, das den gesamten Raum als Spielstätte nutzte; mit Tableaus auf der Bühne, surrealen Aktionen auf den Galerien und der Treppe, Aufzugsfahrten, einer Magazinbegehung per Videoeinspielung, Rezitationen, Tanz und Pantomime und vor allem mit zahlreichen musikalischen Elementen: gesungenen Arien, Liedern, Gitarrenkompositionen, Streichquartettmusik (u. a. Paul Hindemiths „Ouvertüre zum ‚Fliegenden Holländer‘, wie sie eine schlechte Kurkapelle morgens um 7 Uhr am Brunnen vom Blatt spielt“), Posauneneinwürfen aus dem Flur, Ernst Tochs „Fuge aus der Geographie für sprechenden Chor“, und zahlreiche Musikstücke und Musikelemente mehr. Regie führte Clara Hinterberger. Es sangen und spielten Studierende der Bayerischen Theaterakademie August Everding sowie der Hochschule für Musik und Theater München (Studiengang Regie und Studiengang Musiktheater).

Wollen und sollen die Werkstattkonzerte in erster Linie auf unentdeckte oder verschollene Bestände unserer reichen Musiksammlung aufmerksam machen, so konnten wir mit diesem einmaligen Projekt in eindrucksvoller Weise den Lesesaal Musik, Karten und Bilder selbst thematisieren.



(Fotos: Regine Heiland)



GEBRAUCHSANWEISUNGEN FÜR DEN DIGITALEN DRSCHUNDEL

Der dritte e-day der Staatsbibliothek zu Berlin

Belinda Jopp
ist Fachreferentin für
Geschichte und Koordinatorin für
Fachinformation

Kurz vor neun am Morgen des 16. April 2013 in der Eingangshalle des Hauses an der Potsdamer Straße in Berlin: Zahlreiche emsige Helferinnen und Helfer treffen die letzten Vorbereitungen. Rechner werden hochgefahren, Leinwände und Beamer positioniert, Plakate und Hinweisschilder geklebt, Programmhefte und Handouts ausgelegt. Eine hochmoderne Kaffeemaschine wird installiert und Tische werden mit geheimnisvollem buchbinderischem Gerät bestückt. Staub gewischt und gefeudelt ist auch. Kurz vor zehn ist alles bereit für den Start des dritten e-day an der Staatsbibliothek.

Lebendiger Wegweiser:
Markus Ybañez an der alten Katalog-
auskunft



cher durch die weitläufige ehemalige Kataloghalle des Gebäudes, die an diesem Tag endlich wieder einmal richtig mit Leben gefüllt ist. Im Zentrum des Geschehens liegt eine ansonsten stillgelegte Auskunftstheke; sie dient an diesem Tag als „Leitzentrale“: Hier laufen alle Fäden zusammen, hier findet das Publikum Ansprechpersonen für Fragen und Wünsche, von hier gehen alle los, um sich auf die diversen Veranstaltungsräume zu verteilen.

Denn in vier Räumen unterschiedlicher Größe und Ausstattung findet am e-day das Hauptprogramm statt: Zeitgleich werden jeweils vier Kurzvorträge zu diversen Themen und Fachgebieten angeboten. Das Publikum hat unter anderem die Wahl zwischen „Lost and found? – Wege zur wissenschaftlichen Information im Netz“ oder „Schneller in die Vergangenheit: E-Ressourcen für die Geschichtswissenschaft“ bzw. „Musikwissenschaft in bits and bytes – digitale Recherchemöglichkeiten im World Wide Web“.

Die insgesamt 32 Präsentationen haben nur eines gemeinsam: Sie dauern nicht länger als 30 Minuten. Ansonsten haben die Kolleginnen und Kollegen weitgehend freie Hand, wenn es darum geht, die Zuhörerschaft zu überzeugen, ganz überwiegend auch zu begeistern von der Fülle des elek-

tronischen Angebotes dieser Bibliothek. In diesen 30 Minuten geht es darum, neugierig zu machen auf die Inhalte von Datenbanken oder Suchmaschinen, deren Namen zumeist nicht vermuten lassen, wie viel unentbehrliche Information in ihnen steckt: Da gibt es zum Beispiel BASE, die *Bielefeld Academic Search Engine*, mit deren Hilfe Suchende Zugriff auf fast 50 Millionen frei im Netz verfügbare Dokumente haben. Oder das riesige *Web of Science*, in dem man mit wenigen Klicks feststellen kann, wie oft und von wem ein Aufsatz zitiert wurde oder was die darin zitierten Autorinnen und Autoren sonst noch alles geschrieben haben – alles ganz ohne das Durchblättern dicker Zeitschriftenbände oder Bibliographien. Es gibt aber auch *Prometheus*, ein riesiges Bildarchiv, das es Forschenden ermöglicht, eigene Sammlungen von Objekten anzulegen, um diese dann gemeinsam mit anderen zu bearbeiten oder zu präsentieren sowie auch ganz spezielle Systeme, die Expertinnen und Experten dabei helfen, den Einband eines alten Buches zu datieren oder ein Wasserzeichen zuzuordnen.

Für jeden ist etwas dabei an diesem Tag, für Datenbank-Neulinge ebenso wie für alte Häsinnen und Hasen auf dem Gebiet der elektronischen Recherche. Am Ende geben alle zu, (wieder) etwas Neues dazu gelernt zu haben, einen neuen Weg zu kennen, um schnell an Literatur zu kommen oder eine neue Quelle aufzutun.

Es kommt der Lehrkörper mit der Schülerschaft, damit diese endlich einsieht, dass eine Suche bei Google nicht immer zum Ziel führt. Es kommen Erstsemester, die vielleicht von nun an nicht mehr blind der Wikipedia vertrauen, sondern wenigstens



ab und zu eines der zahlreichen fachspezifischen elektronischen Nachschlagewerke nutzen. Es kommen Masterstudierende, die erkennen, dass sie mit Hilfe der passenden Aufsatzdatenbank so schnell eine Vielzahl von aktuellen Publikationen für ihr Referat finden, dass sie mit dem Lesen nicht mehr nachkommen werden. Und es kommen Doktorandinnen und Doktoranden, die begeistert feststellen, wie bequem sie mit digitalisierten Zeitungen oder Büchern zu Hause am eigenen Schreibtisch arbeiten können.

Nicht weniger willkommen sind am e-day auch die zahlreichen Kolleginnen und Kollegen aus anderen Berliner und Brandenburger Bibliotheken, die sich oft den ganzen Tag Zeit nehmen, um ihr Wissen aufzufrischen oder Neues zu erfahren, um es dann am Arbeitsplatz für die eigenen Recherchen zu verwenden oder ihrer „Kundschaft“ später noch kompetenter weiterhelfen zu können. Der e-day vermittelt also nicht nur Informationskompetenz, sondern er hat sich zunehmend auch als Fortbildungsveranstaltung etabliert.

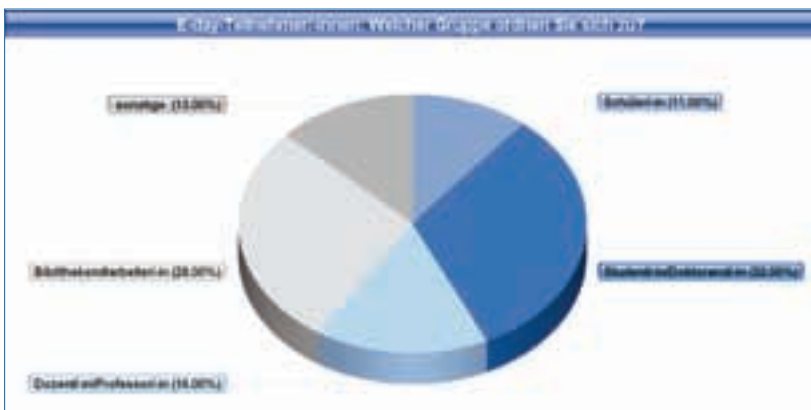
Belinda Jopp präsentiert Datenbanken zur Geschichte



Gut besuchte Vorträge in allen Räumen:
Sabine Teitge schult Web of Science

Und eine weitere Personengruppe sei hier besonders erwähnt: Die zahlreichen Auszubildenden und Studierenden des eigenen Berufsstandes, die, ob nun aus freien Stücken oder nach wohlwollender Ermunterung, am e-day im Schnelldurchlauf viel Neues kennenlernen und sich anschauen können, wie die Fachreferentinnen und Fachreferenten der Wissenschaftlichen Dienste der Staatsbibliothek, aber auch Kolleginnen und Kollegen aus anderen Abteilungen in einer „Tour de Force“ präsentieren und erklären, quasi einer Dauerwerbesendung gleich ihre elektronischen Schätze anpreisen.

Herkunft der teilnehmenden Personen
in der grafischen Darstellung



Denn nichts anderes ist die Aufgabe des e-days: in einem etwas anderen Format die Möglichkeiten elektronischer Angebote aufzuzeigen und für deren Nutzung zu werben. Er soll die Zuhörerschaft davon überzeugen, dass es sich lohnt, etwas intensiver zu recherchieren, tiefer einzutauchen in die Welt der Datenbanken, Suchmaschinen und Portale, um am Ende eine prall gefüllte Literaturliste, aktuelle Aufsätze oder neue Forschungsdaten auf einem USB-Stick zu speichern oder mit einem gerade eingerichteten persönlichen Account die Gewissheit zu haben, von nun an wöchentlich über die neuen Publikationen des eigenen Faches informiert zu werden. Überzeugen will der e-day aber auch Bibliothekarinnen, Bibliothekare und Entscheidungsträger, dass es sich lohnt, weiter in elektronische Ressourcen zu investieren, Lizenzen für den virtuellen Zugriff zu finanzieren, sich für Repositorien und Forschungsumgebungen zu engagieren, um so das Dienstleistungsangebot der Bibliothek gerade im elektronischen Bereich weiter auszubauen.

Doch der e-day hat auch eine andere Seite: Er ist ein Event, das dazu beitragen soll, die Staatsbibliothek für Menschen weiterhin attraktiv zu halten, die heute schon überwiegend in der virtuellen Welt zu Hause sind, für die Smartphones und Tablets so selbstverständlich sind wie Kühlschrank und Dusche, und die nur noch dann eine Bibliothek aufsuchen, wenn sie dort ausnahmsweise mal ein echtes Buch ausleihen müssen. Am e-day wird die Staatsbibliothek im besten Sinne zu einem Marktplatz, zu einem sozialen Raum, in dem nicht nur Wissen und Information vermittelt werden, sondern der auch ein Forum für den Austausch über Inhalte und Methoden bietet.

Auch in diesem Jahr ergänzte wieder ein vielfältiges Rahmenprogramm die Vorträge: Kleine Rundgänge durch die Magazine und den Lesesaal ermöglichten Einblicke hinter die Kulissen des „Bücherschiffes“, eine Online-Dauerpräsentation zeigte die frei im Netz recherchierbaren Kostbarkeiten der Bibliothek.

Doch auch die Freundinnen und Freunde des klassischen Buches kamen diesmal auf ihre Kosten: Buchbinder-Auszubildende der Staatsbibliothek verlegten für diesen Tag ihren Arbeitsplatz in die Kataloghalle und führten traditionelle buchbinderische Arbeitstechniken vor. Sie erläuterten, wie Einbände hergestellt werden, wie viel Handarbeit immer noch in einer guten Bindung steckt, und wie aufwändig und zeitintensiv die Restaurierung von Büchern ist. Obwohl sich beim e-day eigentlich alles um elektronische Recherchemöglichkeiten, Datenbanken und Zeitschriften dreht, wurde durch die ausgestellten restaurierten Bücher klar, dass Bestandserhaltung in Bibliotheken eine der zentralen Aufgaben ist und bleiben muss. Als Highlight konnten die Besucherinnen und Besucher gegen eine kleine Spende selbst Hand anlegen und sich ein Lesezeichen prägen. Der Erlös ging in die Erhaltung eines, wie man sich vor Ort überzeugen konnte, in der Tat äußerst restaurierungsbedürftigen Buches.

In diesem Jahr wollten die Organisatoren – ein gut eingespieltes Team aus Fachreferentinnen und Fachreferenten und Referendarinnen und Referendaren für den wissenschaftlichen Bibliotheksdienst – insbesondere auch den Austausch zwischen Nutzerinnen und Nutzern ermöglichen. In der „Wissens-Lounge“ konnten Forschende in lockerer Atmosphäre aus ihren



jeweiligen Nähkästchen plaudern. Dabei ging es weniger um bestimmte Forschungsfragen, sondern vielmehr um das „Wie“ des wissenschaftlichen Arbeitens: Wie gehe ich bei der Recherche vor, wie nutze ich welche Quellen und Datenbanken, wie komme ich sonst noch an wichtige Informationen? Zum Abschluss des e-days diskutierten Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter mit den Anwesenden über die Bibliothek von morgen. Jede und jeder aus dem Publikum hatte die Möglichkeit, auf die Bühne zu kommen und ein Statement zu

Die Auszubildende zur Buchbinderin Lisa Specht zeigt, wie eine Prägemaschine funktioniert

Attraktion auf Rädern: der Kaffeestand von Mocador



Themen wie „Bibliothek im Jahr 2030“ und die Chancen und Risiken der grenzenlosen Information abzugeben.

Während die einen noch eifrig diskutieren, beseitigen die eingangs erwähnten emsigen Helferinnen und Helfer bereits die letzten Spuren des diesjährigen e-days, an dem wieder fast 700 Personen teilgenommen haben. Aufsteller und Plakate werden entfernt, der extra für diesen Tag aufgebaute

Kaffeestand wird abmontiert, und bald erinnert in der großen Halle in der Potsdamer Straße nichts mehr an den turbulenten Tag. Nur in einer Ecke steht noch ein Häuflein Aufrechter beisammen und überlegt, was man im nächsten Jahr wieder genauso machen kann, was man anders machen sollte, und welche der zahlreichen Anregungen der Besucher man unbedingt noch aufgreifen müsste – denn nach dem e-day ist schon wieder vor dem e-day.



BAYERISCHE STAATSBIBLIOTHEK GASTGEBER DER INTERNATIONALEN LIBER-KONFERENZ 2013

Martin Hermann
ist Direktionsassistent in der
Bayerischen Staatsbibliothek

Vom 26. bis 29. Juni 2013 fand in München die 42. jährliche Konferenz der Ligue des Bibliothèques Européennes de Recherche (LIBER) statt. Unter dem Motto „Research Information Infrastructures and the Future Role of Libraries“ kamen über 400 Teilnehmerinnen und Teilnehmer aus

mehr als 40 Ländern aus Europa und der ganzen Welt im Kardinal-Wendel-Haus am Englischen Garten zum bibliothekarischen Informationsaustausch zusammen. Die Bayerische Staatsbibliothek als diesjährige Gastgeberin der Konferenz zeichnete für den reibungslosen Ablauf des Fachpro-



An der Konferenzregistrierung im
Kardinal-Wendel-Haus

gramms und das gelungene Rahmenprogramm verantwortlich.

LIBER-Präsident Paul Ayris und Dr. Rolf Griebel, Generaldirektor der Bayerischen Staatsbibliothek, begrüßten die Teilnehmerinnen und Teilnehmer. Für den Eröffnungsvortrag der Konferenz hatte die Bayerische Staatsbibliothek den Präsidenten der Deutschen Forschungsgemeinschaft Prof. Dr. Peter Strohschneider gewinnen können. Strohschneider setzte sich in seinem Festvortrag mit der aktuellen Rolle von Bibliotheken in Zeiten des technologischen Wandels auseinander. Weitere, von LIBER speziell für diese Tagung eingeladene Referenten waren der Wissenschaftsverleger Jan Velterop, die UKOLN-Direktorin Liz Lyon, der EU-Koordinator für elektronische Dateninfrastruktur Carlos Morais Pires und Geologieprofessor Geoffrey Boulton von der Edinburgh University.

Neben diesen eingeladenen Rednern hatte das LIBER-Programmkomitee 35 Vorträge und 20 Posterpräsentationen aus dem Call for Papers ausgewählt. Die Vorträge deckten ein breites Spektrum der für wissenschaftliche Bibliotheken derzeit bedeutenden Themen ab. Das Konferenzprogramm inklusive Abstracts, Kurzbiographien sowie die Präsentationsfolien der Vorträge und Poster kann auf der LIBER 2013-Website nachgelesen werden (www.liber2013.de).

Zusätzlich zu den Fachvorträgen hatten die Konferenzbesucher im Rahmen der dreitägigen Konferenz die Gelegenheit, an einem von sechs Workshops teilzunehmen. Außerdem fanden in den Tagen vor der eigentlichen Konferenz einige Pre-



Dr. Rolf Griebel bei der Eröffnungsveranstaltung

Conference Meetings statt, zu denen Besprechungen der verschiedenen LIBER-Gremien, eine öffentliche Sitzung von SPARC Europe sowie ein von LIBER organisiertes Seminar für Führungskräfte gehörten. In der LIBER-Generalversammlung schließlich berichteten die Vorstandsmitglieder zu den Aktivitäten von LIBER im Jahr 2012, außerdem wurden die turnusmäßigen Vorstandswahlen abgehalten. Die LIBER-Konferenz wurde zudem von einer kleinen Fachausstellung begleitet. Dabei war der große Teil der Ausstellung für die LIBER Sponsoren reserviert. An acht Stän-

Workshop der Steuerungsgruppe „Advocacy and Communications“





oben links:
Konferenzdinner im Augustinerkeller

oben rechts:
Dr. Rolf Griebel, Prof. Dr. Peter Strohschneider

Seite 39:
Die LIBER-Teilnehmer beim Empfang
in der Bayerischen Staatsbibliothek



den bot sich die Gelegenheit, sich mit den Partnern aus dem Verlags- und bibliothekarischen Dienstleistungsbereich zu unterhalten.

Wie schon in den Jahren zuvor vergab das Programmkomitee auch 2013 während der Konferenz einen LIBER Award für Bibliotheksinnovation. Dieses Jahr ging der LIBER Award an Olli Nurmi vom VTT Technical Research Centre of Finland, Sébastien Respingue-Perrin vom französi-

schen Couperin Konsortium und Timo Borst von der Deutschen Zentralbibliothek für Wirtschaftswissenschaften. Neben dem LIBER Award wurde ein Publikumspreis für das beste Poster der Konferenz vergeben, der an Kristina Pai und Anneli Sepp von der Universitätsbibliothek in Tartu, Estland, ging.

Erfreulicherweise wurde neben den LIBER-Preisträgern auch die Teilnahme einer Reihe von Bibliothekskolleginnen und -kol-



Bayerisches Brauchtum beim Konferenzdinner



Das festlich illuminierte Treppenhaus
beim LIBER-Empfang

legen aus zumeist ost- und mitteleuropäischen Ländern finanziell unterstützt. LIBER schüttete Mittel aus dem jährlichen Konferenzfonds an acht ausgewählte Teilnehmerinnen und Teilnehmer aus, die Bayerische Staatsbibliothek in Kooperation mit der Bayerischen Staatskanzlei vergab 12 Konferenzstipendien und Bibliothek & Information International bezuschusste die Teilnahme von sechs Konferenzbesucherinnen und -besuchern.

Neben den Fachvorträgen und dem offiziellen Programm wurde die LIBER-Tagung von einem Kultur- und Unterhaltungsprogramm begleitet. Eigens für die Konferenz wurde die Schatzkammer-Ausstellung „Buchschätze der Wittelsbacher“ konzipiert. Präsentiert wurden 24 hochrangige Objekte, die aus dem Besitz des Hauses Wittelsbach, das in Bayern von 1180 bis 1918 regierte, stammen. Zu sehen waren kostbare Handschriften mit herausragender Buchmalerei, darunter das Kleinodienbuch der Herzogin Anna, die Bußsalmen von Orlando di Lasso oder die sogenannte Ottheinrich-Bibel. Das offizielle Dinner im Augustinerkeller gab einen Einblick in bayerische Küche und Brauchtum. Der Konfe-



renzempfang am darauffolgenden Tag fand im festlich dekorierten und illuminierten Treppenhaus der Bayerischen Staatsbibliothek statt. Dort diskutierten die Teilnehmerinnen und Teilnehmer in launiger Atmosphäre ausgiebig das Tagungsgeschehen oder nahmen an einer der verschiedenen Touren durch die Bibliothek teil. Zudem gab es während der Konferenz die Gelegenheit, die Münchner Bibliotheksszene durch Besichtigungen von Bibliotheken der Ludwig-Maximilian-Universität, der Technischen Universität und des Deutschen Museums kennen zu lernen. Den Abschluss des Kulturprogrammes bildeten zwei Exkursionen zum Schloss Linderhof und nach Benediktbeuren.

LIBER wurde 1971 gegründet und ist das größte Netzwerk europäischer wissenschaftlicher Bibliotheken. LIBER organisiert seine Tagung in Zusammenarbeit mit jährlich wechselnden Gastgebern. 2014 wird die LIBER-Konferenz Anfang Juli im lettischen Riga stattfinden.



„DURCH DANK UND DURCH REUE“

Die Staatsbibliothek zu Berlin widmet ihren Ausstellungsraum dem Andenken Dietrich Bonhoeffers



Der neu gestaltete Eingang zum Dietrich-Bonhoeffer-Saal
(Foto: Carola Seifert)

Die Staatsbibliothek zu Berlin ist nicht nur ein Ort des stummen Dialogs der Bücher, sondern sie gibt auch mehr oder weniger geräuschvollen wissenschaftlichen Diskussionen, Konferenzen, Vorträgen, Ausstellungen, Konzerten und anderen öffentlichen Veranstaltungen Raum. Dafür nutzt sie in ihrem Haus am Kulturforum in der Potsdamer Straße drei Säle: den großen „Otto-Braun-Saal“ mit Bühne und aufsteigender Bestuhlung, den kleineren zum Ibero-Amerikanischen Institut gehörigen „Simón-Bolívar-Saal“ und den von der Eingangshalle aus zugänglichen 325 qm großen und bislang schlicht sogenannten Ausstellungsraum. Dessen Wandgestaltung ist Kunst am Bau, entworfen durch den Architekten und Designer Günter Ssym-

mank (1919–2009), dem Philharmonie und Staatsbibliothek vor allem ihre einzigartigen „Philharmonieleuchten“ verdanken.

Seit dem 9. April 2013 trägt auch dieser Raum einen großen Namen. Die Staatsbibliothek widmete ihn dem Andenken des Theologen und Widerstandskämpfers Dietrich Bonhoeffer, der genau 68 Jahre zuvor, am 9. April 1945, im Lager Flossenbürg auf Befehl Adolf Hitlers hingerichtet wurde. Seit 1996 verwahrt die Staatsbibliothek den Nachlass Dietrich Bonhoeffers in ihrer Handschriftenabteilung.

Aus Anlass seiner Namensgebung füllte sich der Dietrich-Bonhoeffer-Saal bis auf

Dr. Mareike Rake
ist Fachreferentin für Theologie an
der Staatsbibliothek zu Berlin



Dietrich Bonhoeffer im Jahr 1924
(Foto: bpk/Staatsbibliothek zu Berlin)

Der Botschafter der Vereinigten Staaten von Amerika Philip D. Murphy hielt den Festvortrag im Gedenken an Leben und Wirken Dietrich Bonhoeffers
(Foto: Carola Seifert)

den letzten Platz. Dass der Festvortrag an diesem Abend im Gedenken an Leben und Wirken Bonhoeffers durch den Botschafter der Vereinigten Staaten von Amerika, S.E. Philip D. Murphy, gehalten wurde und dass auch die Botschaften mehrerer anderer Länder ihre Vertreter entsandt hatten, zeugt von der großen Bedeutung Bonhoeffers auch außerhalb Deutschlands und ganz besonders in den USA.

Generaldirektorin Barbara Schneider-Kempf betonte in ihrer Begrüßung, das Erbe Dietrich Bonhoeffers zu hüten sei eine auf viele Schultern verteilte Aufgabe. Vor allem die Kirche, aber auch Universitäten, Schulen und Volkshochschulen bemühten sich, die Erinnerung wach zu halten und das Andenken zu pflegen. Doch auch die Staatsbibliothek zu Berlin als Hüterin des schriftlichen Nachlasses verstehe sich als wichtige Bewahrerin des Gedenkens.

Zur lebendigen Erinnerung gehöre auch die Präsenz in der Alltagskultur. So halten in Deutschland bereits unzählige Plätze, Straßen, Schulen, Kirchen, Gemeindehäu-

ser, Begegnungs- und Kulturzentren den Namen Dietrich Bonhoeffers gegenwärtig, und künftig wird dies auch der Ausstellungsraum der Staatsbibliothek zu Berlin mit jeder dort angekündigten Veranstaltung tun.

Auf eigene Weise erfüllt diese Aufgabe bereits seit mehr als zehn Jahren eine Bonhoeffer-Büste des österreichischen Bildhauers Alfred Hrdlicka (1928–2009). Aufgestellt mitten in der Eingangshalle der Staatsbibliothek und hier längst fest etablierter Treffpunkt für alle im Haus stattfindenden Schulungen und Führungen, lässt sie keine Besucherin und keinen Besucher unbeeindruckt passieren. Sie hält das Gedenken an Dietrich Bonhoeffer wach und will zugleich ein Mahnmal sein, als, wie Altbischof Wolfgang Huber anlässlich ihrer Aufstellung sagte, „beklemmendes Bekenntnis zum Widerstand“.

Die Büste findet nun, einmal um die Ecke gerückt, neben dem Eingang zum Dietrich-Bonhoeffer-Saal Platz, und wer jetzt bei geschlossener Tür davor steht, sieht sich Bonhoeffer gleich zwei Mal gegenüber: links dem massiven in Stein gehauenen Porträtkopf Hrdlickas und vorn einem überlebensgroßen Porträtfoto Bonhoeffers, das als transluzenter Folienabzug auf einen Flügel der gläsernen Eingangstür aufgebracht wurde. Zwei Porträts, wie sie unterschiedlicher kaum sein können: Die Büste ein zeichenhaft unvollendetes, fast unheimliches Monument aus schwerem Marmor mit dem Strick um den Hals; das Foto ein Jugendbild Bonhoeffers, der einem hier ergreifend lebendig direkt in die Augen blickt. Das Nebeneinander dieser beiden so unterschiedlichen Bonhoeffer-Porträts stellt einem die Tragik des



brutal vor der Zeit abgebrochenen Lebensweges überdeutlich vor Augen.

Drei Säle, drei Namen: Simón Bolívar (1783–1830), der Nationalheld Südamerikas im Kampf gegen die spanische Kolonialmacht – Otto Braun (1872–1955), der Held des sozialdemokratischen Preußen – und Dietrich Bonhoeffer, als Widerstandskämpfer gegen die nationalsozialistische Diktatur auch er ein Held? Nach den Worten des Botschafters Murphy besteht daran kein Zweifel. Murphy bekannte sich in seiner Rede zu seinen persönlichen Helden und stellte Dietrich Bonhoeffer hier in eine Reihe mit Martin Luther King jr. (1929 bis 1968), mit der Bürgerrechtlerin Rosa Parks (1913–2005), die sich 1955 geweigert hatte, im Bus ihren Sitzplatz für einen weißen Fahrgast zu räumen, und damit den Auslöser für die schwarze Bürgerrechtsbewegung in den USA gab, und mit der US-amerikanisch-deutschen Widerstandskämpferin Mildred Harnack (1902 bis 1943), die als Mitglied der Widerstandsgruppe „Rote Kapelle“ am 16. Februar 1943 im Strafgefängnis Berlin-Plötzensee mit der Guillotine hingerichtet wurde. – „To stand up for what is right“, so fasste Murphy zusammen, was diese besonderen Menschen auszeichne. Und er ermutigte dazu, über dem tragischen Drama ihrer Biographien ihr Heldentum als positives Vorbild für das eigene Leben und Handeln nicht zu vergessen.

Dr. Jutta Weber, stellvertretende Leiterin der Handschriftenabteilung der Staatsbibliothek, sprach über den Nachlass Bonhoeffers, der in den letzten Jahren durch großzügige Schenkungen und Erwerbungen weiter ergänzt und dank eines überaus erfolgreichen Spendenprojektes des



Freundes- und Fördervereins der Staatsbibliothek in großem Umfang restauriert werden konnte. Eine Vitrinenausstellung zeigte ausgewählte Dokumente aus dem Nachlass und führte den Betrachterinnen und Betrachtern mit Fotos aus Bonhoeffers Kindheit und Jugend, seiner Taufbescheinigung und einem Schulzeugnis, Briefen, Reiseberichten, Typoskripten politischer Stellungnahmen und theologischen Manuskripten eindrucksvoll vor, wieviel gewöhnliches und außergewöhnliches Leben in der viel zu kurzen Lebensspanne dennoch Platz fand. „Dietrich Bonhoeffer lebt!“ – mit diesem Kontrapunkt gegen den frühen Tod Bonhoeffers hob Weber die um so größere Bedeutung seines Weiterlebens in seinen uns überkommenen Gedanken und in unserer Erinnerung heraus.

Den Einblick in die äußere Biographie Bonhoeffers ergänzte Pfarrer Christhard-Georg Neubert, Direktor der Stiftung St. Matthäus – Kulturstiftung der Evangelischen Kirche, durch die Lesung zweier Gedichte, die den Zuhörerinnen und Zuhörern einen bewegenden Einblick in die Innensicht Bonhoeffers erlaubten. Beide

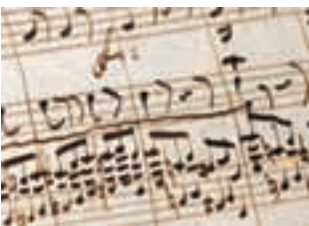
*Eine Vitrinenausstellung zeigte ausgewählte Dokumente aus dem Nachlass Dietrich Bonhoeffers
(Foto: Carola Seifert)*



v. l. n. r.: Christhard-Georg Neubert, Klaus G. Saur, Barbara Schneider-Kempf, Philip D. Murphy, Ingeborg Berggreen-Merkel
(Foto: Carola Seifert)

wurden von Bonhoeffer während der Haft im Militärgefängnis Berlin-Tegel verfasst und gehören damit zu den letzten von ihm geschriebenen Texten. Das Anfang Juli 1944, kurz vor dem fehlgeschlagenen Attentat auf Hitler entstandene Gedicht „Wer bin ich?“ offenbart Bonhoeffers Selbstzweifel und Zerrissenheit angesichts seines äußeren Anscheins heiterer Ruhe und Gelassenheit. Das zweite, weniger bekannte Gedicht „Vergangenheit“, als das erste seiner Haftgedichte Anfang Juni 1944 einem Brief an Maria von Wedemeyer beigelegt, zeigt den hohen Rang, den Bonhoeffer seiner Vergangenheit zumaß, ebenso aber die tiefe Angst, diese endgültig zu verlieren. Bonhoeffers „Vergangenheit“ endet mit den Zeilen:

*„Vergangenes kehrt dir zurück
als deines Lebens lebendigstes Stück
durch Dank und durch Reue.
Fass im Vergangenen Gottes Vergebung
und Güte,
bete, dass Gott dich heute und morgen
behüte.“*



Dank und Reue begleiten auch das Gedenken an Dietrich Bonhoeffer. Die Dankbarkeit für den „Heldenmut“, den helllichten Lebens- und Todesmut, mit dem sich Menschen wie Bonhoeffer der mörderischen nationalsozialistischen Diktatur in den Weg stellten, wird die Beklemmung der Reue immer in sich tragen; sind wir knapp zwei Generationen nach dem Ende des Dritten Reiches doch alle Kinder ebenso der Täter wie der Opfer.

Dietrich Bonhoeffer – ein Held? Sicher. Doch mag man dies, in Deutschland, kaum anders als unterlegt mit brechtscher Dialektik denken: Glücklich das Land, das keine Helden nötig hat.

Im Anschluss an ein Grußwort des Vorsitzenden des Freundes- und Fördervereins der Staatsbibliothek, Senator eh. Prof. Dr. mult. h.c. Klaus G. Saur, wurde der Ausstellungsraum dann offiziell in „Dietrich-Bonhoeffer-Saal“ benannt.

ZUR UMSCHLAGABBILDUNG

Carl Maria von Webers autographe Reinschriften wirken meist derart klar, dass man kaum glauben kann, dass auch hier – in der von der Berliner Staatsbibliothek erworbenen Partitur des zweiten Klavierkonzerts – wohl ein Kompositionsmanuskript vorliegt. Nach der Entwurfsphase übertrug der Komponist im Zuge der Instrumentierung seine Vorarbeiten in die endgültige Partituranordnung und korrigierte nur noch minimal. Zu sehen ist ein Ausschnitt kurz vor dem Ende des dritten Satzes.

KARL FRIEDRICH NEUMANN ALS SINOLOGE, ARMENIENFORSCHER UND UNIVERSALHISTORIKER

Aus Beständen des Referats für Nachlässe und Autographen der Handschriftenabteilung und der Asienabteilung der Bayerischen Staatsbibliothek wurde vom 25. Oktober bis 7. Dezember 2012 an der Universitätsbibliothek Erlangen die vom Konfuzius-Institut Nürnberg-Erlangen und dem Lehrstuhl für Sinologie der Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg konzipierte Ausstellung „Die Bücher des letzten Kaiserreichs“ gezeigt. Der Titel bezieht sich auf den Ankauf chinesischer Bücher, die der Sinologe, Armenienforscher und Universalhistoriker Karl Friedrich Neumann 1830 persönlich in Kanton erwarb.

Die handschriftliche Beschreibung dieser Chinareise ist im Nachlass Karl Friedrich Neumanns in der Bayerischen Staatsbiblio-

thek überliefert und dient als eine der Quellen für die Beiträge in dem von Yan Xu-Lackner herausgegebenen Begleitbuch zur Ausstellung, das in der FAU University Press in Erlangen erschienen ist. In den Beiträgen wird der Gelehrte als „vollkommener Freigeist“ porträtiert und von einem Nachkommen aus familiengeschichtlicher Sicht gewürdigt. Die von Neumann begründete chinesische Büchersammlung der Bayerischen Staatsbibliothek wird in ihrer Entwicklung bis zur Gegenwart dargestellt. Danach folgen die Einzelbeschreibungen der Exponate auf Deutsch und Chinesisch.

Karl Friedrich Neumann wird vermutlich am 28. Dezember 1793 in Reichmannsdorf bei Bamberg als Sohn eines jüdischen Hausierhändlers geboren. Sein genaues Geburtsdatum liegt nach seiner eigenen Auskunft zwischen 1792 und 1795. Nach seiner jüdischen Taufe trägt Neumann zunächst die Vornamen Isaak Lazarus als erster Sohn des Lazarus Löw oder Lippmann; den Namen Neumann nimmt er erst bei seiner evangelisch-lutherischen Taufe 1818 an, als Programm für ein neues Leben. Seine christlichen Vornamen leiten sich in der männlichen Form von seinen beiden Taufpaten her, denn seine Hauptpatin ist die protestantische Königin Friederike Karoline Wilhelmine, Ehefrau von König Maximilian I. von Bayern. Bei der Taufe wird sie vertreten von Friedrich Wilhelm Thiersch als offiziellem zweiten

Dr. Ingrid Rückert
ist Leiterin des Referats für
Nachlässe und Autographen der
Bayerischen Staatsbibliothek



Karl Friedrich Neumann im Alter
(BSB: Foto- und Bildarchiv)



Pocci: Neumann links, Elsholtz und
Pocci rechts
(BSB: Cgm 8026)

Taufpaten. Thiersch gilt als der „Vater der humanistischen Bildung“ und Begründer der philologischen Studien in Bayern; er unterrichtet die königlichen Prinzessinnen und wird 1848 Präsident der Bayerischen Akademie der Wissenschaften.

So erhält Neumann Zugang zu den höchsten gesellschaftlichen Kreisen; später nimmt er an den wissenschaftlichen Symposien des Kronprinzen Maximilian II. teil. Zusammen mit Thiersch und dem Schriftsteller Franz von Elsholtz gehört er zu den Gründern der „Gesellschaft der Zwanglosen“, in der sich ab 1837 die Münchner Intellektuellen und Künstler treffen. Von den „Zwanglosen“ zeichnet der Maler Franz Graf von Pocci zahlreiche Karikaturen; Neumann ist immer mit chinesischen Attributen versehen.

Ab 1820 ist Neumann nach seinem Studium der Philologie als bayerischer Gymnasiallehrer tätig, wird aber 1825 in den Ruhestand versetzt, weil sein naturwissenschaftlicher Erklärungsversuch für den biblischen Durchzug der Israeliten durch das

vorübergehend trockene Rote Meer Anstoß erregt.

Freiberuflich entfaltet Neumann nun ungehindert seinen grenzenlosen Wissensdrang und seine Reisetätigkeit. Sein wissenschaftliches Hauptinteresse gilt von Anfang an der Weltgeschichte, deren Zusammenhänge und mögliche Gesetzmäßigkeiten er zu ergründen sucht. Zu Hilfe kommen ihm dabei seine umfangreichen Fremdsprachenkenntnisse. Bis zu seinem Lebensende erlernt er 15 Sprachen, und Bücher publiziert er außer auf Deutsch auch auf Englisch und Französisch. Die Kenntnis seltener Sprachen, die er sich in rascher Folge aneignet, dient ihm dabei nicht nur zum Quellenstudium, sondern auch zum Broterwerb.

Von August 1827 bis Frühjahr 1828 lernt Neumann jedoch zunächst Armenisch in Venedig, auf der Insel San Lazzaro im Kloster der Mechitaristen, einer Kongregation armenisch-katholischer Mönche. Bereits nach diesem halben Jahr wird er vor seiner Abreise zum Mitglied der Armenischen Akademie in Venedig ernannt. Im Frühjahr 1828 beginnt Neumann am ersten europäischen Lehrstuhl für Sinologie, dem Collège de France in Paris, Chinesisch zu lernen. Außerdem vertieft er seine Armenischkenntnisse und beginnt Persisch zu studieren. Geld verdient er mit französischen und englischen Publikationen als Armenienspezialist. Bereits ein halbes Jahr später wird Neumann ordentliches Mitglied der Société Asiatique, bald danach in London auch Mitglied der Royal Asiatic Society und des Oriental Translation Fund.

Nach London begibt sich Neumann im Frühjahr 1829 auf der Suche nach weite-



rem Material für sein geplantes Werk über die Geschichte Asiens. Dort hört er von einem Kapitän der britischen East India Company, der auf seiner Schiffsreise nach China einen Französischlehrer mitnehmen möchte. Neumann meldet sich sofort, aber als Nichtengländer erhält er erst nach langwierigen Verhandlungen 1830 ausnahmsweise die Reiseerlaubnis, nominell als „einfacher Matrose“. Poggi zeigt Neumann schon auf einem kombinierten Dampf-Segelschiff, das 1830 noch nicht erfunden war, dafür aber auf einer Nusschale, die die Fährnisse der Reise versinnbildlicht. Im übertragenen Sinn kann Neumann auch als Gallionsfigur der Wissenschaft und Kultur in München gelten.

In China will er originalsprachige Bücher erwerben und in Deutschland weiterverkaufen, denn schon in Venedig, Paris und

London hat er für die Münchner Hofbibliothek als Zwischenhändler Bücher erworben. München geht im Vorfeld nicht auf seine Anfrage ein, doch die Königlich Preußische Bibliothek in Berlin bewilligt ihm mit Einverständnis des preußischen Kultusministeriums im voraus 1.500 Reichstaler zum Ankauf chinesischer Literatur und anderer wissenschaftlich interessanter Gegenstände. Mit einer umfangreichen Bibliographie chinesischer Bücher, die er in großen englischen Spezialbibliotheken erstellt hat, tritt Neumann am 17. April 1830 seine abenteuerliche, rund 15.000 Seemeilen lange Reise auf dem Segelschiff „Sir David Scott“ um das Kap der Guten Hoffnung herum nach China an.

Im Oktober 1830 kommt Neumann nach fast fünfmonatiger Fahrt in der europäischen Faktorei vor Kanton an, der einzi-

Poggi: Neumann als Gallionsfigur, links am Schiff (BSB: Cgm 8026)

gen Enklave, in der westliche Kaufleute unter strengen Auflagen mit China Handel treiben dürfen. Er erhält verbotenerweise Sprachunterricht in Kantonesisch und sogar zur Ansicht und Auswahl aus allen Fachgebieten Bücher, die ihm heimlich aus der Stadt herausgebracht werden. Direkt aus Klosterdruckereien beschafft er buddhistische und taoistische Werke. In einem knappen Vierteljahr erwirbt Neumann neben Ethnographika, Münzen und Musikinstrumenten insgesamt rund 6.000 Bände, „worunter die seltensten und kostbarsten Werke der chinesischen Literatur alter und neuer Zeit“, wie er in seinen Aufzeichnungen von 1863 schreibt. Erst nach zähen Verhandlungen werden die einem strengen Ausfuhrverbot unterliegenden Bücher als Papier deklariert und die zwölf Kisten gegen Extrabezahlung verzollt.

Pocci: Neumann als Redner
(BSB: Schmelleriana I)



An Umfang und Vielseitigkeit übertreffen Neumanns Bücher alle bisherigen europäischen Sammlungen originalsprachiger chinesischer Literatur, auch den mit 5.000 chinesischen Büchern größten Bestand der Bibliothèque Nationale in Paris. Deshalb möchte Neumann seine Sammlung, die keine Dubletten enthält, ab Ende Mai 1831 am liebsten als geschlossenes Ganzes verkaufen, doch dies misslingt. Die Preußische Bibliothek in Berlin übernimmt 1832 nur 2.410 Bücher im Gegenwert der Vorschusszahlung. Die restlichen rund 3.500 Bücher werden nach persönlicher Intervention König Ludwigs I. am 5. März 1833 für den bayerischen Staat erworben und der Münchner Hofbibliothek übergeben. Für beide Bibliotheken sind Neumanns chinesische Bücher der Grundstock ihrer bis heute überregional bedeutenden Sinica-Sammlungen.

Als Gegenleistung wird Neumann 1833 zum „Professor für Literaturgeschichte, Armenisch und Chinesisch sowie für Länder- und Völkerkunde“ an der Universität München und zum Kustos für die chinesische Sammlung an der bayerischen Hofbibliothek ernannt. Trotz außerordentlichen Zulaufs an Studenten kann Neumann die Professur aus politischen Gründen nur bis 1852 ausüben, danach arbeitet er ausschließlich an der Hofbibliothek, bis er 1863 nach Berlin übersiedelt. In Berlin publiziert Neumann vor allem als Historiker. Insbesondere verfasst er 1863 bis 1866 in drei Bänden die weltweit erste Geschichte der Vereinigten Staaten von Amerika, die auch im Zielland ausführliche Würdigung findet. Er stirbt am 17. März 1870 in Berlin und findet seine letzte Ruhestätte auf dem Alten Südlichen Friedhof in München.

STABI + ICH = STABIL

Meine letzten beiden Bücher sind zum größten Teil in der Berliner Staatsbibliothek am Potsdamer Platz entstanden. So ist mir diese Bibliothek zu einem fast mystischen Ort geworden, jenem nämlich, wo schon zweimal etwas Großes, Schweres gelungen ist. Und daran haben weder die jahrelangen Bauarbeiten, der Lärm, die Plastikeimer, die im Winter die Wassereinbrüche bewältigen halfen (plopp-plopp-plopp), die monatelang nicht zugänglichen Buchbestände und nicht einmal die maximal ungemütliche Kantine, die von einem anständigen Wiener Kaffeehaus so weit entfernt ist wie eine Garage von einem Luxushotel, etwas ändern können.

Inzwischen halte ich öffentliche Bibliotheken für den perfekten, den logischen und naturgemäßen Arbeitsplatz für Schriftsteller. Die tröstliche Anwesenheit von Büchern, die ja keine Konkurrenten, sondern Helfershelfer sind, die konzentrierte Stille und dennoch keine bedrohliche Einsamkeit – das ist eine unschlagbare Kombination. Zuhause neigt jemand, der nicht nur freiberuflich, sondern auch „still“ und ohne fremde Hilfe arbeitet, nämlich schnell zu Ticks und Manien. Ich verabscheue zum Beispiel putzen, aber wenn der Text bockt, kann es herrlich sein, einmal so richtig gründlich abzustauben. Da der Weg zwischen meinem Arbeitszimmer und der Küche weit ist und man beim Schreiben gerne geht, laufe ich zuhause ständig Gefahr, mich mit Kaffee zu vergiften. Ich habe mich bereits beim freiwilligen Bügeln von

Tischdecken ertappt. Ich lasse jeden Zettelverteiler ein. Ich nehme die Pakete des ganzen Hauses entgegen. Ich plaudere ein paar Takte mit den Nachbarn, wenn sie sie, eins nach dem anderen, abholen. Von zu früh nach Hause kommenden Kindern, die erst eine Unterschrift, dann ein Mittagessen und schließlich das Telefon brauchen, nicht zu reden. Nein, zu Hause kann man nicht schreiben.

So habe ich, die Wahlberlinerin, plötzlich die Bibliothek entdeckt, obwohl man in meiner Heimat Wien, damals, zu Studenienzeiten, wirklich alles unternommen hat, um mir einen lebenslangen Hass auf solche Institutionen einzuimpfen.

In Wien gab es überall mindestens einen ungebildeten, aber mächtigen Eingangsdrachen, der hinter einem Pult saß und jeden Neuling erst einmal seine Ahnungslosigkeit spüren ließ. In manchen Institutsbibliotheken musste man demütig klingeln. Die Öffnungszeiten waren überall verschieden. Die Ausleihbedingungen waren überall anders. Für jeden Fehler, für jede Frage wurde man zur Schnecke gemacht. Das schöne, gemütliche Wien eben, Drachen und Troglodyten herrschen inmitten imperialer Pracht.

Auch hierin ist die West-Stabi das größtmögliche Gegenteil. Denn schön ist sie ja wirklich nicht. Die giftgrünen Spannteppiche und das raumschiffartige Siebziger-Jahre-Interieur sind aber im Gegensatz zu

Die 1970 in Wien geborene Eva Menasse ist Schriftstellerin. Ihre Romane entstehen überwiegend im Lesesaal des Hauses am Kulturforum der Staatsbibliothek zu Berlin



den Wiener Verhältnissen deutlich demokratischer. Man kann eben nicht alles haben. Und ich ziehe kooperative Mitarbeiter der musealen Schönheit eindeutig vor.

Das Schwierigste war, einen Ausweis zu bekommen, denn als Österreicherin ohne im Personalausweis eingetragene Adresse musste ich bis vor kurzem bei jeder Verlängerung meinen Meldezettel vorlegen.

Aber seit ich im Besitz der kleinen Ausweiskarte bin, ist alles gut. Ich spiele mir selbst ein beruhigend-eintöniges Angestelltendasein vor. Denn wer keine äußeren Zwänge hat, muss sich welche schaffen, um nicht in Depression und Untätigkeit zu versinken. Solange ich intensiv an einem Buch arbeite, treffe ich also jeden Tag pünktlich um fünf vor neun ein, kenne die meisten anderen, die auch immer vor der Öffnung da sind und offenbar gern noch ein bisschen herumstehen, bevor die Arbeit beginnt. Man nickt einander zu. Einmal, vor zwei, drei Jahren, schlenderte im Winter ein fetter, roter Fuchs, vom Tiergarten kommend, mitten durch die vor Schreck erstarrte Früh-Stabigruppe. Er verschwand lässig in Richtung Simón-Bolívar-Saal – wer weiß, was er dort vorhatte.

Beim Warten unter dem Vordach ist noch genügend Zeit, die Sachen umzupacken, durchsichtige Tüte mit den Arbeitsutensilien in der einen, der abzugebende Rest in der anderen Hand. Aus langjähriger Erfahrung kann ich bezeugen, dass die exakte Stabi-Öffnungszeit, je nach Laune des Aufsperrenden, im Bereich von etwa vier Minuten variiert: von maximal einer Minute vor dem Läuten der St. Matthäuskirche bis zu drei Minuten danach – dann aber wird schon hörbar gemurrt. Daraufhin teilt sich

die gerade noch so einmütig wartende Herde in zwei eilige Gruppen: Schließfach- oder Garderobenbenutzer. Ich gehöre zu zweiterer und habe deshalb schon manches über die Krankheiten der Garderobiären-Ehemänner und die Besonderheiten ihrer Schrebergärten erfahren.

Eine der fidelen Damen an der Garderobe begrüßt mich mit den Worten „Wie immer die Erste“ und gibt mir die Marke Nummer 42. Das sind die allerbesten Tage: Schon bei der Garderobenmarke die immergleiche Nummer.

Eine Zeitlang habe ich mich mit zwei anderen Lesern um denselben Platz gestritten, es war ein schweigsamer, erbitterter Kampf. Weil ich nicht mit einer älteren Dame, die mindestens meine Mutter sein könnte, um die Wette rennen wollte, habe ich zähneknirschend nachgegeben, bin königlich geschritten, während sie zwei Stufen auf einmal nahm, und starrte viele Vormittage lang auf ihren schlafenden Rücken. Warum muss sie unbedingt diesen Platz haben, wenn sie doch nur schläft, grollte ich vor mich hin. Inzwischen, nach so vielen Jahren, ist sie mir längst freundlich vertraut und ich bin fast beunruhigt, wenn sie fehlt. Beim Warten vor dem Eingang sind wir ins Plaudern gekommen. Sie hat mich einmal im Radio gehört und mag, wie die meisten Deutschen, meinen österreichischen Akzent. Wir sind, bauarbeitenbedingt, im Lesesaal so oft umgepflanzt worden, dass wir die kleinliche Phase, wo es um einen einzigen aus siebenhundert Schreibtischen ging, längst hinter uns gelassen haben. Im Gegenteil empfehlen wir einander „gute“ Plätze, wenn uns die Baumaßnahmen von den gewohnten vertreiben. Was sie in der Stabi macht, weiß ich

ebensowenig wie ihren Namen. Ich weiß nur, dass sie über Musik liest, keinen Computer, sondern dünne Hefte und eine winzige Handschrift hat, dass sie sich Schals selber strickt, dass sie, nachdem sie ihren Platz belegt hat, erst einmal die Zeitungen liest, sich beim anschließenden Schlafen in große Plaids wickelt, am mittleren Vormittag in der Kantine einen Imbiss nimmt und die Bibliothek immer gegen eins verlässt.

Ich liebe die Stabi, mit geringeren Worten kann ich es nicht sagen. Sie ist mein Ruhe- und mein Kraftzentrum, die perfekte Mischung aus Gesellschaft und Konzentration, aus Unpersönlichkeit und Geborgenheit, aus Lust, Sucht und Qual. Wie die schlecht gelüftete Turnhalle für den Sportler, wie der abgeranzte Probenraum für

den Musiker ist sie mit all ihren Macken die seltsame Kombination aus Banalität und Mythos. Ja, ich genieße auch die Zeiten, wo das Buch fertig ist und ich für ein paar Monate zu Hause bleiben kann. Wo mein Ausweis ausläuft und ich es nicht einmal bemerke. Ich genieße die Stabi-freie Zeit wie einen langen Urlaub. Aber man will ja nicht immer Urlaub haben, das ist eine so beängstigende Vorstellung wie die, in Rente zu gehen. Und so freue ich mich ganz insgeheim schon wieder darauf, tag-ein, tagaus, bei Wind und Wetter durch die Stadt zu radeln, meinen Computer mit dem Schloß an die Lampe zu ketten und über den grünen Spannteppichen, unter den weihnachtsgugelartigen Lampen in meinen eigenen inneren Welten zu versinken.

VIelfältiger VERANSTALTUNGSREIgen ZU EHREN RICHARD WAGNERS

Bayerische Staatsbibliothek feierte mit Ausstellung, Symposiumseröffnung und Buchführung

Dr. Reiner Nägele
ist Leiter der Musikabteilung der
Bayerischen Staatsbibliothek

Lag der Schwerpunkt der in der Bayerischen Staatsbibliothek vom 15. März bis 28. Mai 2013 präsentierten Ausstellung „Richard Wagner – Die Münchner Zeit (1864–1865)“ überwiegend auf der Präsentation biografischer und künstlerischer Dokumente des Komponisten und der quellengestützten Rekonstruktion der Vorbereitung, Uraufführung und Nachwirkung von „Tristan und Isolde“ sowie der vielfäl-

tigen persönlichen Beziehungen Wagners als Voraussetzung für die Verwirklichung seiner künstlerischen Pläne (s. Bibliotheksmagazin 2/2013), so vertiefte ein interdisziplinäres Symposium mit dem Titel „Richard Wagner in München“ diese Perspektive durch zahlreiche fachkundige Vorträge renommierter Wissenschaftler. Zugleich weiteten die Beiträge der Forscher unterschiedlichster Disziplinen den

Blick über die knapp zwei Jahre Münchner Präsenz hinaus, vertieften das Verständnis für die kompositorischen und dramaturgischen Strukturen seiner Werke, widmeten sich ihrer Aufführungsgeschichte und thematisierten insbesondere die Tradition bildenden Prozesse der Wagner-Rezeption in München bis in die heutige Zeit. Das zweitägige Symposium unter der Schirmherrschaft von Staatsminister Wolfgang Heubisch, das am 26. und 27. April im Gartensaal des Prinzregententheaters München stattfand, wurde vom Institut für Musikwissenschaft der Ludwig-Maximilians-Universität und der Gesellschaft für Bayerische Musikgeschichte e.V. in Kooperation mit der Bayerischen Theaterakademie August Everding und der Bayerischen Staatsbibliothek veranstaltet. Organisation und Leitung lagen in den Händen von Hartmut Schick, Ordinarius am Institut für Musikwissenschaft der Ludwig-Maximilians-Universität, München, und erstem Vorsitzenden der Gesellschaft für Bayerische Musikgeschichte.

Die Eröffnung des Symposiums fand am Donnerstag, 25. April, in der Bayerischen



Staatsbibliothek statt. Generaldirektor Rolf Griebel begrüßte die rund 250 Besucher im Fürstensaal. Gelesen und fachkundig kommentiert wurden Briefe und Dokumente aus Wagners Münchner Zeit. Daphne Wagner, Schauspielerin und Urkelin des Gefeierten, der Literaturwissenschaftler Dieter Borchmeyer – ausgestattet mit Wagner-Barrett und höchst theatralisch rezitierend –, der Musikwissenschaftler Markus Kiesel und Hartmut Schick ließen auf informative und zugleich



v. l. n. r.: Prof. Hartmut Schick, Daphne Wagner, Dr. Markus Kiesel, Dr. Rolf Griebel, Prof. Dieter Borchmeyer



Hanna Herfurtner, Stefan Paul

unterhaltsame Weise den knapp zweijährigen Aufenthalt des Jubilars sowie seine spätere Präsenz in der Bayerischen Residenzstadt lebendig werden. Umrahmt von einigen seiner französischen Lieder und Liedern aus der Münchner Zeit von Franz Lachner spannte sich mit dieser Eröffnungsveranstaltung der Bogen zu den Originalquellen, die zeitgleich in der Schatzkammer unserer Bibliothek zu bestaunen waren.

Der musikalische Teil des Programms huldigte den beiden Kapellmeister-Komponisten Lachner und Wagner, die zur selben Zeit jedoch in unterschiedlichen Funktionen in München tätig waren. Interpretiert wurden die Lieder in eindrucksvoller Weise von der Sopranistin Hanna Herfurtner, am Klavier begleitet von Stefan Paul. Vor allem Lachners Kompositionen hinterließen in der leidenschaftlichen Interpretation durch Hanna Herfurtner einen tiefen Eindruck, nicht zuletzt, da man diese in den Konzertsälen äußerst selten zu hören bekommt. Als Werkausgabe existieren bislang nur die Erstdrucke, die in der Bayerischen Staatsbibliothek verwahrt werden. Einige dieser Drucke sind bereits digitalisiert und in den Digitalen Sammlungen der

Bibliothek zu finden. Die Referate des Symposiums mit den Fachbeiträgen aus den Musik-, Theater- und Geschichtswissenschaften sowie der Philosophie werden in den „Münchner Veröffentlichungen zur Musikgeschichte“ (Schneider-Verlag, Tutzing) publiziert werden.

In der Vortragsreihe „Buchführung“ sprach der Literaturwissenschaftler und Autor Dirk Heißerer schließlich am 15. Mai über „Thomas Manns ‚Wagnerbuch‘ 1933 – Zur Wiederentdeckung einer ungedruckten Broschüre“. Manns Festvortrag im Auditorium Maximum der Universität München am 10. Februar 1933, den er zu einem bis zu den Druckfahnen fertigen, dann aber in Deutschland doch nicht publizierten Buch mit dem Titel „Leiden und Größe Richard Wagners“ ausarbeitete, führte zu einem öffentlichen „Protest der Richard-Wagner-Stadt München“. Hans Knappertsbusch hatte den Zeitungsartikel initiiert, unterzeichnet wurde er von 45 Persönlichkeiten, darunter von Richard Strauss und Hans Pfitzner. Thomas Mann habe Richard Wagner „verunglimpft“, lautete der scharf formulierte Vorwurf. Wesentlich durch diese Protestnote veranlasst, kehrte Thomas Mann von seiner Vortragsreise nicht mehr nach Deutschland zurück. Welche Ironie der Geschichte: 1865 vertrieben die Münchner Wagner ins Schweizer Exil. Knapp siebzig Jahre später führte nun die Parteinahme für den einst Ungeliebten zur Emigration des deutschen Literaturnobelpreisträgers.

Die Veranstaltung im Fürstensaal rundete den vielfältigen und von großem Presseecho begleiteten Erinnerungsreigen in der Bayerischen Staatsbibliothek zu Richard Wagner in würdiger Weise ab.

DIE BERLINER TSCHAGATAISCHE HANDSCHRIFTENSAMMLUNG

Wenn von „Turkologie“ oder von „turkologischen Studien“ die Rede ist, mag man an alles Mögliche denken – etwa an eine wissenschaftliche Beschäftigung mit der Türkei. Geschichtsbewussten Zeitgenossen mögen die regen diplomatischen Verbindungen in den Sinn kommen, die die preußischen Könige mit der Hohen Pforte in Konstantinopel unterhielten und die eine der Voraussetzungen für den reichen Fundus an orientalischen Handschriften waren, die heute einen besonderen Stolz der Staatsbibliothek zu Berlin ausmachen. Mancher wird sich an Albert Grünwedel und Albert von Le Coq erinnern – sie unternahmen zwischen 1902 und 1914 vier „königlich-preußische“ Expeditionen, die sie weit jenseits der Grenzen des Osmanischen Reiches in jene damals „Ost-turkistan“ genannten Gebiete führten, die wir heute als Autonome Region Xinjiang und Teil der Volksrepublik China kennen. Die Relikte, die zum Teil buchstäblich aus dem Wüstensand gegraben wurden, boten das faszinierende Bild einer versunkenen buddhistischen Kultur, die vor allem von den Uiguren getragen wurde, die sich später der Lehre des Koran zuwandten. Die kostbaren Turfan-Fragmente aus dem 2. bis 13. Jahrhundert n. Chr., nicht weniger als 40.000 an der Zahl, werden in der Staatsbibliothek aufbewahrt und seit vielen Jahren durch die Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften erschlossen.

Doch nicht von diesen großen Dingen soll im Folgenden die Rede sein. Ich möchte die Aufmerksamkeit auf die tschagataischen Handschriften richten, die zwar geographisch und sprachlich demselben Raum entsprechen, zeitlich aber etwas jünger sind.

Die Staatsbibliothek verfügt über etwas mehr als 190 Manuskripte in tschagataischer Sprache. Gemessen an der gewaltigen Zahl der übrigen islamischen Handschriften ist der Umfang dieser Sammlung damit natürlich relativ gering. Außer in Berlin finden sich tschagataische Handschriften auch in anderen Museen, Bibliotheken oder Universitäten – so in Sankt Petersburg, London, Tashkent, Lund, Paris, Wien und Istanbul.

Tschagataisch ist eine spätmittelalterliche Turksprache, die in Zentralasien weit verbreitet war. Das Wort selbst geht auf den Namen eines der Söhne Dschingis Khans zurück, Tschagatai Khan (um 1186 bis 1242). Als zweiter und angeblicher Lieblingssohn des Welteroberers nahm er an der Einnahme Turkistans durch die Mongolen teil. Auf der 1229 auf einem sogenannten Kuriltai beschlossenen Reichsteilung bekam er jene Gebiete als „Ulus“ zugesprochen, die von der Wüste Gobi im Osten bis zum Aralsee im Westen und vom Altai-Gebirge bis hinunter nach

Dr. Aysima Mirsultan
ist Mitarbeiterin im Referat
Zentralasien der Ostasienabteilung
der Staatsbibliothek zu Berlin

Ms. or. quart. 1570, f. 157r (Diwan-i Alisher Nawa'i) – Ein Liebespaar sitzt vor einem Zelt eng umschlungen beisammen. Im Hintergrund versucht ein Mann, ein wild gewordenes Pferd zu bändigen (VOHD 16,1, 1577).





Ms. or. quart. 1570, f. 88v – Eine Frau mit geblütem Kopftuch sitzt in einem Zelt und spricht zu einem rechts von ihr stehenden Mann, der seine Arme vor der Brust überkreuzt. Im Hintergrund zwei Männer, die das Geschehen am Zelt beobachten (VOHD 16,1, 1577).

Seite 57:

Ms. or. quart. 1570, f. 105v (Diwan-i Alisher Nawa'i) – Ein junger Mann mit Turban sitzt neben zwei älteren vor einem Zelt im Gras. Der eine hält eine Schale mit Früchten, der andere einen schwarzen Gegenstand, möglicherweise ein Buch. Ein Bediensteter (links im Bild) bringt zwei Karaffen (VOHD 16,1, 1577).

Ms. or. oct. 358, Bl. 1v – Ein in tschagataischer Sprache verfasstes und in zierlicher uigurischer Schrift geschriebenes, teilweise mit Interlinearglossen in arabischer Schrift versehenes Gedicht mystischen Inhalts. Der Anfang der Handschrift ist mit einem sogenannten „Unwan“ in Gold, Blau und Grün verziert (Türkische Handschriften 6, 432-433).

Afghanistan reichen. Das Tschagatai-Khanat hatte, wenn auch mit Einschränkungen, bis zum siebzehnten Jahrhundert Bestand. Die Sprache dieses Staatsgebildes, das Tschagataische, zählt trotz ihres mongolischen Namens zu den türkischen Idiomen und war eine Literatursprache, die sich in dem besagten Zeitraum aus dem Altuigurischen entwickelt hat – also aus der Sprache der alten, noch buddhistischen Uiguren, die Albert von Le Coq und seine Nachfolger so in ihren Bann geschlagen hatte. Tschagataisch stand unter starkem Einfluss arabischer und persischer Elemente und wurde in der Regel mit dem persisch-arabischen Alphabet notiert. Im Vergleich zu anderen turkologischen Forschungsfeldern ist das Tschagataische übrigens, jedenfalls in Europa, verhältnismäßig wenig



erforscht. Die modernen Turksprachen Usbekisch und das in Xinjiang gesprochene Uigurisch haben sich aus dieser Sprache entwickelt.

Tschagataische Handschriften sind auf sehr unterschiedlichen Wegen aus dem Orient in die Berliner Bibliothek gekommen. Seit 1817 wurden sie von verschiedenen Gesandten, Gelehrten, Buchhändlern oder Antiquaren erworben. Zu nennen sind etwa Heinrich Friedrich von Diez, Julius Heinrich Petermann, Aloys Sprenger und Martin Hartmann. Die meisten Tschagataica in unserem Besitz (131 Handschriften) gehören zur „Sammlung Hartmann“, die im Jahre 1905 angekauft wurde. Zwei Objekte aus dieser Sammlung sind während des Zweiten Weltkriegs verloren gegangen. Hartmann hatte die Handschriften während seines Aufenthalts in Kashgar und Yarkand im westlichsten Zipfel des heutigen Xinjiang gesammelt. Einige wenige stammen aus Tashkent und Baku. Ein Verzeichnis der tschagataischen Handschriften, das er 1904 selbst erstellt hat, ist noch vorhanden. Auch Johannes Awetarian, ein in Ostanatolien geborener Missionar, und der Berliner Tibetologe Georg Huth haben tschagataische Handschriften zusammengetragen. Zu Beginn des Jahrhunderts besaß die Bibliothek bereits etwa 170.

Turkologen haben die Entwicklung der tschagataischen Sprache in drei Perioden eingeteilt. Die vorklassische Zeit umspannt den größeren Teil des fünfzehnten Jahrhunderts (1400–1465). Nur eine tschagataische Handschrift aus unserem Bestand stammt aus dieser frühen Zeit, das Mahzan ul-Asrar, die „Schatzkammer der Geheimnisse“ (Ms.or.oct. 358). Wie aus

ای نوای کردیسانک و لطفه قوشنی صید
 رشته جسمینکنی و ام ایت کوربا سینگنی دارم



کچو اول موشش باد ایلاب فراوان بیلادیم
 شرح اول فقام اوق کوبیدی فغانیم آیدین
 مرهم صبح آستنی دیکب هرخی کیم قان بفلادیم
 کیم مین اوت ساچقان بولوت دیکتانه ارضان
 تاش اوروب کو کسوم کاتا با ایردی امکان
 تون قرانقو کلر خلوت بجدین کو کلیم توللا



Ms. or. quart. 1570, f. 45r (*Diwan-i Alisher Nawa'i*) – In einem Garten neben einem Gebäude kniet ein Mann mit Turban vor einem ihm gegenüberstehenden Mann, den er um etwas zu bitten scheint. Am rechten Bildrand ist eine Frau zu sehen, die sich abwendet. Im Hintergrund zwei Männer, die das Geschehen im Garten beobachten (VOHD 16,1, 1577).

Mir Alisher Nawa'i (1441 bis 1501), eigentlich Nizam ad-din Alisher, ist unter seinem Dichternamen Nawa'i (persisch: „der Weinende“) bekannt. Er war Politiker, Mystiker und Dichter am Hofe der Timuriden in Herat und gilt als der bedeutendste Dichter der tschagataischen Sprache.

Hs. or. 10434 Bl. 4v – Ein sehr gut erhaltenes und wenig benutztes Exemplar des *Diwan-i Sultan Husayn Bayqara*, geschrieben in einem sehr sorgfältig ausgeführten Nastaliq-Duktus.

der Abbildung erkennbar, ist die Sprache zwar tschagataisch und stammt aus der Zeit nach der Islamisierung, geschrieben aber ist die Handschrift noch in der vorislamischen altuigurischen Schrift – ein bemerkenswerter Umstand. Werke, auf die diese Kombination aus alter Schrift und neuem Glauben zutrifft, gibt es weltweit nur wenige: das Bahtiyarname (Oxford), das Mi'rajname (Paris) sowie eine Handschrift mit dem Titel „Tezkiret-ul Awliya“ (Paris und Istanbul).

Auf die vorklassische folgt die klassische Periode (1465–1600). Dichter wie Mir Alisher Nawa'i, Husayn Bayqara und Babur stehen für das literarische Schaffen dieser Zeit. Die meisten der heute bekannten Werke dieser Epoche sind zwar in der klassischen Ära entstanden, die Handschriften aber, durch die diese Texte



überliefert sind, sind Abschriften, die selbst aus späterer Zeit stammen. Typische Beispiele dafür sind: die Külliyyat des Nawa'i (Ms.or.fol. 4054), der *Diwan* des Sultans Husayn Bayqara (Hs.or. 10434) sowie der *Diwan* Alisher Nawa'i (Ms.or. quart. 1570).

Die nachklassische Periode reicht bis ins frühe zwanzigste Jahrhundert (1600–1921). Der bekannteste Autor aus dieser Zeit war Ebulghazi Bahadur Khan. Leider gibt es nur wenige Werke literarischer Natur, die eindeutig dieser Epoche zuzuordnen sind. Was uns vorliegt, ist meist eher profanen Inhalts, so ein Gerichtsprotokoll aus dem Jahre 1892 (Ms.or.fol. 3296) oder ein Handelsbuch von 1903 (Ms.or.fol. 3303).

Bei orientalischen Handschriften haben wir es praktisch immer mit Abschriften von Abschriften, also nicht mit originalen Autographen im heute geläufigen Sinne zu tun. Manche Handschriften sind eigens auf Wunsch der Sammler kopiert oder gelegentlich von den Sammlern eigenhändig abgeschrieben worden. Zum Teil wurden Werke zentralasiatischer Provenienz gar nicht vor Ort, sondern in Metropolen wie Konstantinopel oder Herat hergestellt und haben erst von dort ihren Weg nach Zentralasien sozusagen zurückgefunden.

Einige Handschriften sind in einem einfachen Einband aus Ziegenleder, Pappe oder Stoff gefasst. Die meisten jedoch haben einen Ledereinband mit blind gepressten Medaillons, einen lackierten und gepressten Einband oder einen Einband im persischen Stil mit eingelegtem Medaillon. In der Regel sind diese Einbände im Original erhalten. Nur wenige Handschriften, vorzugsweise solche mit Stoffeinbänden oder

mit Papierumschlägen, hat man wegen ihres schlechten Erhaltungszustands neu gebunden – und mit einem Aufdruck des Preußischen Adlers versehen.

Zur zeitlichen Einordnung lassen sich folgende Angaben machen: Das oben erwähnte, noch altägyptisch geschriebene Mahzan ul-Asrar dürfte auf ca. 1440 zu datieren sein. Bei den übrigen Handschriften lassen sich etwa 15 Prozent dem sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert zu rechnen. Die meisten, etwa 80 Prozent, stammen aus späterer Zeit. Die verbleibenden fünf Prozent lassen sich nicht eindeutig bestimmen. Bei einigen Stücken handelt es sich um Sammelhandschriften, was bedeuten kann, dass sie neben tschagataischen auch persische oder arabische Texte enthalten, etwa Gebete oder Zitatensammlungen. Sachlich können die Manuskripte folgenden Gruppen zugeordnet

werden: klassische Literatur, hagiographische Literatur, religiöse Schriften, verschiedene „Risalas“ – Schriften, die Verhaltensregeln für bestimmte soziale Gruppen formulieren –, medizinische Werke, Wörterbücher.

Zur Zeit arbeiten wir daran, nach und nach alle Tschagataica in der seit diesem Jahr online geschalteten Datenbank der Berliner orientalischen Handschriften (<http://orient-digital.staatsbibliothek-berlin.de/content/below/index.xml>) nachzuweisen.



Einband des Diwan-i Sultan Husayn Bayqara (Hs. or. 10434) aus rotem Leder im persischen Stil mit eingelegten Medaillons.

15 JAHRE FÖRDERER UND FREUNDE DER BAYERISCHEN STAATSBIBLIOTHEK E.V.

Im Juni 1998 wurde der Verein der Förderer und Freunde der Bayerischen Staatsbibliothek e.V. gegründet. Hierzu hatte die Erkenntnis geführt, dass eine zukunftsfähige Weiterentwicklung der Bayerischen Staatsbibliothek bei stetig wachsendem Aufgaben- und Leistungsportfolio angesichts stagnierender bzw. rückläufiger Haushaltsmittel auch die Unterstützung durch einen Förderverein voraussetzt. Der in der Satzung definierte Vereinszweck, „die Bayerische Staatsbibliothek im Zusammenwir-

ken mit der Leitung des Hauses ideell und finanziell zu fördern“, konkretisiert sich in drei übergeordneten Zielen:

- in der stärkeren Verankerung der Bibliothek im öffentlichen Bewusstsein der Gesellschaft, vor allem in der Politik, Kultur, Wissenschaft und Wirtschaft
- im forcierten Ausbau der Lobbyarbeit zur Vertretung der Interessen der Bayerischen Staatsbibliothek insbesondere gegenüber den politischen Entscheidungsträgern

**Förderer
Freunde**
der Bayerischen
Staatsbibliothek e.V.

Dr. Andrea Pia Kölbl
ist Leiterin der Geschäftsstelle der
Förderer und Freunde der Bayerischen
Staatsbibliothek e.V.

– in der Einwerbung von Drittmitteln aus dem nicht-öffentlichen Sektor (Unternehmen und Privatpersonen)

15 Jahre Förderverein sind – noch – kein Anlass, eine Feier auszurichten. Sie legen es jedoch nahe, die bei Jubiläen gern gestellte Frage nach dem Erreichten zu stellen. Zur Rekonstruktion seiner Vergangenheit ist das Vereinsarchiv eine wertvolle Quelle. Danach lässt sich die Geschichte des Vereins als „Success Story“ nicht nur schreiben, sondern auch belegen. So ergeben die Akten, dass der Verein im Zeitraum 1999 bis 2012 gut 1,5 Millionen Euro für in der Satzung festgeschriebene Zwecke ausgegeben hat. Zur Veranschaulichung seien Einzelbeispiele angeführt: Restaurierung des Regensburger Wappenbuchs des Goldschmieds Hans Hylmair von 1560, Erwerbung des Einblattdrucks „Hl. Veronika“, Unterstützung des Kolloquiums „Die Katalogisierung mittelalterlicher Handschriften in internationaler Perspektive“ oder die Finanzierung des Katalogs zur Fugger-Ausstellung.

Komplizierter ist es aufzuzeigen, wie Vereinsorgane und Staatsbibliothek gemeinsam Themen bearbeiteten, wie sie im Wechselspiel von Innen- und Außenperspektive und im Zusammenwirken von internem und externem Expertenwissen auf unterschiedlichen Ebenen bemerkenswerte Erfolge erzielten. Dies kann nur exemplarisch und die Prozesse extrem verkürzend dargestellt werden. Eine wesentliche Voraussetzung für erfolgreiches gemeinsames Agieren war dabei der konsequente Ausbau und eine damit einhergehende Professionalisierung des Referats Öffentlichkeitsarbeit. Die folgenden drei Beispiele illustrieren die Breite des Aktionsradius.

Die Bayerische Staatsbibliothek trägt als weltweit renommierte Gedächtnisinstitution in besonderer Weise Verantwortung für den Erhalt des schriftlichen Kulturguts. Das Kuratorium hat das Thema Bestandserhaltung mit dem Fokus auf dem „Papierzerfall“ aufgegriffen und im März 2001 mit Unterstützung der Bayerischen Versicherungsbank AG (Allianz) und der Bertelsmann Buch AG ein zweitägiges Symposium mit dem Titel „Strategien der Bestandserhaltung – Kooperation versus Einzelstrategien“ ausgerichtet, an dem Experten aus Deutschland und den USA teilnahmen. Unmittelbares Ergebnis war die Gründung der „Allianz Schriftliches Kulturgut Erhalten“, aus deren Aktivitäten wiederum dank der Unterstützung und Förderung durch den Bundesbeauftragten für Kultur und Medien sowie die Kulturstiftung der Länder 2010/2011 die „Koordinierungsstelle für die Erhaltung des schriftlichen Kulturguts“ erwachsen ist.

Ein anders gelagertes Beispiel ist die Neugestaltung des Prachttreppenhauses des 1843 fertiggestellten Gärtnerschen Bibliotheksbaus an der Ludwigstraße. Im Rahmen des Wiederaufbaus nach dem 2. Weltkrieg konnte das Treppenhaus nur in karger und schmuckloser Form wiederhergestellt werden. Die Restaurierung des Treppenhauses, der 22 Fensterbögen sowie der östlichen und westlichen Schildwand in einer Façon, die der ursprünglichen Gestaltung durch Friedrich von Gärtner, den Architekten König Ludwigs I., sehr nahe kommt, stand in den Jahren 2003 und 2004 als Projektvorschlag auf der Agenda des Kuratoriums. Zum 450-jährigen Jubiläum der BSB 2008 erstrahlte das Treppenhaus in neuem, altem Glanz. Mit der überzeugenden, in der Farbigkeit

zurückgenommenen Restaurierung hat das Kuratorium ein eindrucksvolles Zeichen für kulturelles bürgerschaftliches Engagement gesetzt.

Im Jahr 2010 hat die Bibliothek in enger Kooperation mit dem Vorstandsmitglied Prof. Ferdinand Kramer das Projekt eines bayerischen Kulturportals mit der Bayerischen Landesbibliothek Online als Nukleus entwickelt, das die Kultur- und Wissensschätze Bayerns spartenübergreifend, multimedial und umfassend vernetzt präsentiert und damit die Chance eröffnet, die einzigartige kulturelle Tiefendimension des Freistaats erfahr- und erlebbar zu machen. Das Kuratorium hat sich das Anliegen der Bibliothek zu eigen gemacht. In zahlreichen gemeinsamen intensiven Gesprächen auf der politischen Ebene – u. a. mit der Staatskanzlei, dem Wissenschafts- und dem Finanzministerium – ist es schließlich gelungen, dass das Projekt im Januar 2012 in die Regierungserklärung des Ministerpräsidenten aufgenommen wurde und im Rahmen des Kulturkonzepts Bayern finanziert wird.

Der Vorstand hat als Lenkungsgremium des Vereins nicht nur die Vereinsgeschäfte kontinuierlich verwaltet und den bestmöglichen Einsatz der dem Verein anvertrauten Mittel gewährleistet, hier wurden die Leitlinien des Vereins entwickelt, seine Ausrichtung nötigenfalls angepasst und die Formen seines öffentlichen Erscheinungsbilds geprägt.

Wesentlich charakterisiert ist der Verein ferner durch seine heute gut 400 Einzel- und Firmen-Mitglieder. Diese sind in das rege Veranstaltungsleben der Bayerischen Staatsbibliothek – Ausstellungseröffnun-



gen, Lesungen, Vorträge und Konzerte – eingebunden. Besonders bewährt hat sich die Tradition der Bibliotheksfahrt. Diese eintägigen Busreisen sind jedes Jahr innerhalb kürzester Zeit ausgebucht. Besichtigt wurden beispielsweise die Klosterbibliotheken in Fürstzell und Metten oder die Fürst-Thurn-und Taxis-Hofbibliothek in Regensburg. Die starke Identifikation der Mitglieder mit der Bayerischen Staatsbibliothek zeigt sich auch darin, dass einige ein Vielfaches des Mitgliedsbeitrags geben.

Dem Verein ist es geglückt, ein respektables Spendenaufkommen zu generieren. Nicht selten sind die Spenden mit einem klar definierten Zweck verbunden. Daraus lässt sich ablesen, dass die Bayerische Staatsbibliothek und ihre Aufgaben sehr differenziert gesehen werden, und sich die Geber mit einzelnen Handlungsfeldern des Hauses in besonderer Weise identifizieren. So finanzieren die einen ein Erschließungsvorhaben, andere übernehmen Buchpatenschaften, manche unterstützen Erwerbungen in einem bestimmten Sammlungssegment des Hauses und wieder an-

Dr. Michael Albert (seit 2006 Präsident des Kuratoriums des Vereins) am 12. Februar 2008 zur Feier der Wiederherstellung des Haupttreppenhauses

dere möchten die internationale Zusammenarbeit fördern.

Sehr grob und mit vielen blinden Flecken ist jetzt der Förderverein skizziert. Die schiere Aufzählung weiterer Projekte der Förderer und Freunde möge das Bild ein wenig bunter, reicher und damit wirklichkeitsgetreuer machen: Aufbau von Programmen zu Buchpatenschaften sowie zur Gewinnung und Betreuung von ehrenamtlichen Mitarbeitern („Pro bono libri“), Abendempfang für Feuilletonredakteure deutscher Tages- und Wochenzeitungen, Vortrags- und Diskussionsreihe „Grenzfragen“ in Zusammenarbeit mit der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, maßgebliche Finanzierung eines Konzertflügels für die Musikabteilung oder die Förderung der Reihe „Werkstatt-Konzerte“.

Nicht eines Menschen Name wurde in das Bild eingewoben. Dabei waren und sind es weit über das übliche Maß weit hinaus engagierte Persönlichkeiten, die den Verein und das Kuratorium gründeten, ihn gestalt(et)en und die in seinem Rahmen zum

Wohl der Bayerischen Staatsbibliothek wirk(t)en. Es ist die vorgegebene Artikel-Kürze, die eine namentliche Nennung der vielen Akteure und eine angemessene Darstellung ihres Engagements nicht zulässt. Dennoch ist die Würdigung ihrer Leistungen ein zentrales Anliegen dieses Beitrags. Einige wenige Ausnahmen sollen gemacht werden: In der Gründungsphase besonders prägend waren Rüdiger von Canal, Dr. Hermann Leskien und Frank Wössner. Den Vereinsvorsitz führten Dr. Dietrich Wolf (1999–2010) und Professor Berthold Eichwald (seit 2011). Frank Wössner (1998–2005) und Dr. Michael Albert (seit 2006) setz(t)en sich tatkräftig und impulsgebend als Präsidenten des Kuratoriums für die Bayerische Staatsbibliothek ein. Die Leitung der Geschäftsstelle verantwortete seit der Gründung des Vereins Dr. Manfred Hank. Von 2008 bis 2013 hat er diese zeit- und arbeitsintensive Aufgabe ehrenamtlich ausgeführt. Er hat dem Verein und der Bayerischen Staatsbibliothek damit einen großen Dienst erwiesen, wofür ihm beide sehr zu Dank verpflichtet sind.

v.l.: Dr. Manfred Hank und Prof. Dr. Berthold Eichwald (im Kuratorium des Vereins seit 1998, Vorstandsvorsitzender seit 2011) am 21. März 2013 auf der 17. Mitgliederversammlung. Prof. Eichwald bedankt sich im Namen der Mitgliederversammlung und im Namen des Vorstands bei Dr. Manfred Hank für seine Verdienste um den Förderverein.



TURCICA

Die historischen und modernen türkischen Bestände der Staatsbibliothek zu Berlin

Im nächsten Jahr werden Berlin und Istanbul das 25-jährige Jubiläum ihrer Städtepartnerschaft feiern. Die Vorbereitungen auf die Feierlichkeiten laufen gerade an und die Staatsbibliothek zu Berlin kann schon im Vorfeld darauf verweisen, dass die Geschichte ihrer deutsch-türkischen Beziehungen sehr viel weiter zurück reicht.

Bereits zum Gründungsbestand der Churfürstlichen Bibliothek von 1661 gehörten einige osmanisch-türkische Handschriften. Man kann nicht bei allen osmanisch-türkischen Handschriften von geplanter Anschaffung sprechen, oft genug waren sie auch nur „Beifang“ in größeren arabischen Konvoluten. Klaus Schwarz wies in seinem Artikel in der Fachzeitschrift „Turcica“ (Bd. XIV/1982) darauf hin, dass die bedeutenden Stücke mit den Nachlässen des Freiherrn von Diez (1751–1817), des Generalleutnants von Knobelsdorff (1752 bis 1820) und des Freiherrn von Minutoli (1804–1860) in den Bestand kamen. Diez und Knobelsdorff waren preußische Geschäftsträger bei der Hohen Pforte in Konstantinopel (Abb. 1.), Minutoli Preußischer Ministerresident und Generalkonsul in Persien. Rein quantitativ stammen nach der Diez-Bibliothek die meisten osmanisch-türkischen Handschriften aus den bekannten Sammlungen von Petermann, Wetzstein, Landberg und Sachau. Im Jahre 2010

gelangten mit dem Ankauf der Sammlung Spuhler nochmals mehr als 100 osmanisch-türkische Gebrauchshandschriften in die Staatsbibliothek zu Berlin.

Nach dem aktuellen Index der Datenbank der Orientabteilung „Orient-Digital“ (www.orient-digital.de) befinden sich 3.267 osmanisch-türkische Handschriftenbände im Bestand der Staatsbibliothek. Sie bilden damit die mit Abstand größte Sammlung dieser Provenienz in Deutschland. In der Datenbank sind bereits 235



Meliné Pehlivanian
ist stellvertretende Leiterin der
Orientabteilung der Staatsbibliothek
zu Berlin

Dr. Thoralf Hanstein
ist Fachreferent für Arabistik, Islam-
wissenschaft und Osmanistik in der
Orientabteilung der Staatsbibliothek
zu Berlin

Signatur: Diez A fol. 73, S.19, Nr.02. –
Vor gelbem Hintergrund steht ein Mann
in osmanischer Tracht mit langem
hohen Turban und breitem Bauchgürtel
(VOHD 8, Gruppe IV, Bild 91)
Diese Miniatur gehört zu den sogenann-
ten Diez-Alben (s. den Beitrag von
C. Rauch in diesem Heft)

Signatur: Ms. or. oct 1596, f. 34v – Die Miniatur zeigt zwei Gruppen von mit weißen Lendentüchern bekleideten Auferstandenen. Die guten Menschen in der rechten Gruppe halten in ihren Händen weiße Schriften, voll beschrieben mit ihren guten Taten. Die Ungläubigen, Polytheisten und Heuchler in der linken Gruppe dagegen halten in ihren Händen schwarze Schriften, voll von ihren Missetaten (VOHD 16, 85-2898).

Beschreibungen osmanisch-türkischer Handschriften für Gastnutzerinnen und Gastnutzer ohne „login“ einsehbar; ein respektables Ergebnis, wenn man bedenkt, dass „Orient-Digital“ erst im letzten März offiziell eröffnet worden ist. Insgesamt sind jedoch erst 36 dieser Handschriften digitalisiert. Dies wird sich in Kürze ändern, da über das aktuelle Buchkunstprojekt der Orientabteilung auch sämtliche relevanten osmanisch-türkischen Handschriften in der Datenbank kodikologisch neu erfasst und digitalisiert werden.

Die historische Erschließungssituation kann als relativ gut eingeschätzt werden, da bereits 1889 von Wilhelm Pertsch ein erster Katalog mit über 500 Einträgen erarbeitet worden ist. Zwischen 1968 und 1981 hat sich dann das „Verzeichnis der Orientalischen Handschriften in Deutschland“ (VOHD) mit den Bänden XIII,1 bis 5 (B. Flemming, 2 x M. Götz, 2 x H. Sohrweide) und XVI (I. Stchoukine u. a. zu den illuminierten Handschriften) der osmanisch-türkischen Bestände angenommen.

Thematisch sind die Bestände weit aufgefächert; von Geschichte über Politik, Religion, Recht, Naturwissenschaften und Aphrodisiaka ist alles vertreten. Auch die künstlerische Ausgestaltung der Handschriften ist zum Teil herausragend. Als Beispiel können die Ms. or. oct 1596 und Ms. or. fol. 3370 genannt werden. Erstere ist eine anonyme eschatologische Handschrift aus der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts über Hölle, Paradies und jüngstes Gericht, in seinen Schrecken bzw. Genüssen eindringlich illustriert durch 22 ganzseitige Miniaturen. Die zweite Handschrift aus dem 18. Jahrhundert mit sechs Miniaturen behandelt die Musik.

Signatur: Ms. or. fol. 3370, f. 76v – Die aus einer anonymen Musikhand-schrift stammende Miniatur auf silbergesprenkeltem Papier zeigt drei junge Saitenspieler, die vor ihrem Lehrer musizieren. Deutlich klingen bei dieser osmanischen Darstellung Gemeinsamkeiten mit der iranischen Kunst an (VOHD 16, 93-2956).





Die Osmanen wurden bereits 1729 zu Pionieren des Buchdrucks der islamischen Welt. Ibrahim Mütefferika, Gelehrter und Diplomat, konnte den Sultan von den Vorteilen der gutenbergschen Technik für eine Öffnung und Modernisierung des Reiches überzeugen. Mit einer schriftlichen Anordnung des Herrschers (Hatt-i hümayun) wurde 1727 schließlich der Druck von nichtreligiöser Literatur erlaubt. Die Staatsbibliothek zu Berlin besitzt mindestens neun dieser wertvollen und seltenen osmanisch-türkischen „Inkunabeln“ aus Mütefferikas Werkstatt, wie z. B. sein drittes Werk von 1729, die „Chronik des Reisenden“ (Signatur 4° Um 4046 R), seinen letzten Druck von 1742 „Die Sprache der Perser“ (Abb. 4) oder eine der frühesten osmanischen gedruckten Karten „Iqlīm Misr“ von 1729 (Signatur Kart. C 6857). Diesen und anderen Frühdrucken aus dem Orient war im Jahr 2006 eine große Ausstellung der Orientabteilung mit

dem Titel „Exotische Typen“ gewidmet. Ausstellung und Katalog stellten darüber hinaus aber auch Grundlagenwerke der frühen Orientalistik und Osmanistik vor, wie die „Institutiones linguae Turcicae“ des Hieronymus Megiser, dessen 1612 in Leipzig gedruckte türkische Grammatik die wissenschaftliche Beschäftigung mit dieser Sprache einläutete, oder das monumentale dreibändige „Lexicon arabico-persico-turcicum“ des François Meninski (Signatur 2° Zt 3090-1/3 R) von 1680, der im diplomatischen Dienst in Konstantinopel seine Türkischkenntnisse vervollkommen hatte.

Werke über die Türkei waren von Anfang an zentraler Bestandteil der orientalistischen Sammlungen der späteren Preußischen Staatsbibliothek. Besonders seit das Deutsche Kaiserreich gegen Ende des 19. Jahrhunderts ehrgeizige Projekte im Osmanischen Reich verfolgte, schwoll die deutsche Literatur zum Thema gewaltig



Hasan Šu'ūrī: *Farhang-i-Šu'ūrī*, Istanbul 1742
(„Sprache der Perser.“ Persisch-türkisches Lexikon, genannt: „*Farhang-i-Šu'ūrī*“)
Signatur 4° Zv 389 R

Dieses im Vorderen Orient sehr geschätzte türkisch-persische Wörterbuch des Šu'ūrī war das letzte von Ibrahim Mütefferika (gest. 1756) selbst veranlasste Druckvorhaben. Es erschien in Form von zwei eindrucksvollen großformatigen Bänden (s. den Beitrag von Hars Kurio im Ausstellungskatalog: *Exotische Typen*, Berlin 2006, S. 74)

Megiserus, Hieronymus: *Institutiones linguae Turcicae*, Leipzig 1612
Signatur: Bibl. Diez oct. 429 und Zy 304<a> R

Von dieser frühen türkischen Grammatik, einem der ältesten orientalistischen Werke, die in Deutschland erschienen, besitzt die Staatsbibliothek zu Berlin zwei Exemplare, eines davon stammt aus der Bibliothek Diez. Megiserus (1554–1619) war Professor in Leipzig und „kurfürstlich-sächsischer Historicus“ mit weitgespannten wissenschaftlichen Interessen – er beschäftigte sich u. a. auch mit der slowenischen und madagassischen Sprache.

Helmuth von Moltke: Karte von Constantinopel auf Befehl Sr. Hoheit des Großherrn aufgenommen, Istanbul 1737. – Kolorierte Handzeichnung, 60,5 x 87 cm
Signatur Kart. Q 5573

Im Dezember 1836 begann Helmuth von Moltke auf Ersuchen des Sultans die Aufnahme von Istanbul und Umgebung im Maßstab 1:25.000. Diese Reinzeichnung stammt wahrscheinlich aus seinem persönlichen Besitz. Die Karte (Signatur: Kart. Q 5572) wurde 1842 in Berlin bei Schropp gedruckt (s. Beitrag von Markus Heinz in: *Eine Bibliothek macht Geschichte: 350 Jahre Staatsbibliothek zu Berlin*, Berlin 2011, S. 84)

an. Das gestiegene deutsche Interesse an der Türkei spiegelt sich bis heute in den exzellenten türkischen und turkologischen Beständen der Bibliothek wider. 1919 wurde schließlich die Orientabteilung als eigenständige Abteilung gegründet. Grund dafür war gerade der starke Zuwachs an Literatur aus und über den Orient, der eine gesonderte Bearbeitung durch orientalistisch geschultes Personal erforderte.

Ein Blick in den Alten Realkatalog (ARK), der die in Berlin gesammelte Literatur bis 1955 sachlich verzeichnet, zeigt den ganzen Reichtum der historischen Turcica-Sammlung: Unter den Notationen Ui 1 bis Ui 9928/29 verbergen sich 1.761 Titel zur Geschichte und Landeskunde des Osmani-

schen Reiches. Allein aus dem 16. Jahrhundert stammen 274 Drucke. 800 turksprachige Titel sind unter der Signaturrengruppe „Zy“ verzeichnet.

Doch Turcica sind an vielen Sachstellen zu finden. Auch unter den wertvollen Drucken der 1817 erworbenen „Bibliothek Diez“ befinden sich bedeutende Orientalia. Natürlich nehmen die Turcica eine Sonderstellung ein, schließlich war Diezens Aufenthalt in Konstantinopel von 1784 bis 1791 ein Schlüsselerlebnis für ihn.

Den Altbestand kann man inzwischen bequem vom heimischen Computer aus erkunden: über den „ARK online“, den Sie unter dem Stichwort „Sachliche Suche



1501–1955“ auf der Startseite des StaBi-Kat finden.

Besonders erwähnenswert ist für jede und jeden Türkei- und Orientinteressierten auch die Kartenabteilung der Staatsbibliothek zu Berlin – die größte im deutschsprachigen Raum. Der Signaturenbereich des Alten Realkataloges „Asiatische Türkei“ beginnt bei Kart. D 4050 und endet bei Kart. D 7507. Ein weiteres Segment findet sich von Kart. Q 4701 bis Kart. Q 6717. Karten bis 1850 können außerdem in der IKAR-Altkartendatenbank recherchiert werden.

Die Sammlung der Kartenabteilung enthält mit der kolorierten Handzeichnung Helmut von Moltkes (1800–1891) „Karte von Konstantinopel“ aus dem Jahre 1837 überdies ein politisches und kartographisches Dokument erster Güte. Moltkes 1842 bei Schropp in Berlin gedruckte Karte blieb für lange Zeit die gültige Darstellung der osmanischen Hauptstadt und sie stammt aus der Hand eines Mannes, der als einer der ersten in einer langen Reihe deutscher Militärberater im Osmanischen Reich bekannt wurde.

Doch die Turcica-Sammlung der Staatsbibliothek zu Berlin ist kein historisches Phänomen – das Interesse an der Türkei und der Turkologie in Berlin ist ungebrochen. Die Referate Moderne Türkei und Osmanistik werden weiterhin in der Orientabteilung betreut.

Moderne Literatur kommt quasi wöchentlich ins Haus. Jährlich werden ca. 700 türkische Neuerscheinungen erworben – vor allem aus den Bereichen Geschichte, Literatur- und Sprachwissenschaft, Politik, So-

ziologie und Recht. Gesammelt wird aber auch Lyrik und Belletristik bedeutender Autoren. Außerdem kauft die Staatsbibliothek jährlich ca. 250 deutsche, englische oder französische Bücher über die Türkei und über türkische Literatur. Last but not least ist hier die Zeitungsabteilung zu erwähnen, die das Sondersammelgebiet „Ausländische Zeitungen“ betreut. Auf ihrer Website finden sich unter der Rubrik „Türkei“ allein 48 aktuelle und historische Zeitungen, deren älteste, „Le moniteur ottoman“, ab 1835 erschien.

*Pamuk, Orhan: Şeylerin masumiyeti: Masumiyet müzesi, İstanbul 2012
Signatur: 4 A 41491*

Orhan Pamuk, türkischer Nobelpreisträger und glühender Liebhaber seiner Heimatstadt Istanbul, stellt hier den Katalog seines 2012 in Beyoğlu eröffneten „Museums der Unschuld“ vor. Das Museum trägt denselben Namen wie Pamuks 2008 erschienener Roman – die ausgestellten Alltagsobjekte erzählen die Geschichte von Kemals Liebe zu Füsün und materialisieren zugleich die Erinnerung Pamuks an das Istanbul der 1970er Jahre.



19 KILO BUCH AUS PERGAMENT UND GOLD ...

Klaus Kempf
ist Leiter der Abteilung Bestandsaufbau
und Erschließung 3 der Bayerischen
Staatsbibliothek

Am Montag, den 25. März 2013 erhielt die Bayerische Staatsbibliothek aus den Händen zweier Vertreter der Region Veneto eine Faksimile des weltberühmten Breviario Grimani geschenkt. Das Werk, das von einzigartiger Aufmachung ist und auf 1280 Seiten 110 Miniaturen (davon 68 ganzseitig) aufweist, wurde auf Initiative des italienischen Generalkonsuls, Ministro Filippo Scammacca del Murgo und des Italienischen Kulturinstituts in München im Rahmen einer kleinen Feierstunde im Johann-Andreas-von-Schmeller-Saal überreicht. In kurzen, auf den Anlass bezogenen Wortbeiträgen stellte zunächst der Autor dieser Zeilen die vielfältigen Verflechtungen des Hauses an der Ludwigstr. 16 seit seiner Gründung mit Italien bzw. dem Thema Italien dar – die Bayerische Staatsbibliothek ist „die italienische Bibliothek“ außerhalb des Belpaese. Danach erläuterte Dr. Claudia Fabian, die Leiterin der Abteilung

Handschriften und Seltene Drucke, den Gästen die Bedeutung der Handschriftensammlung der Bayerischen Staatsbibliothek und die vielfältigen Leistungen, die das Haus als das größte deutsche „Handschriftenerschließungszentrum“ auf nationaler Ebene erbringt. Dr. Wolfgang-Valentin Ikas, der kommissarische Leiter des Referats Handschriften, würdigte schließlich das Geschenk in seinen Einzelheiten und stellte es in den Sammlungskontext der Bibliothek.

Die handwerklich außergewöhnlich gut, ja geradezu perfekt gearbeitete Kopie des Originalgebetbuchs, das lange Zeit zum sogenannten Schatz von San Marco der Republik Venedig gehörte und sich heute in den Händen der Biblioteca Nazionale Marciana im Sansovino-Bau in Venedig befindet, wiegt an die 19 Kilo und umfasst 831 Blätter im Format von 28 x 19,5 cm. Das Breviarium des berühmten Buchsammlers, Domenico Kardinal Grimani, ist in seiner Pracht ein herausragendes Zeugnis der flämischen Buchmalerei. Daran waren so berühmte Maler wie Gerard David, Gerard Horenbout und Simon Bening beteiligt. Von letzterem besitzt die Handschriftensammlung der Bayerischen Staatsbibliothek bereits zwei prachtvolle Werke im Original, zum einen das sogenannte Blumen-Stundenbuch (Clm 23637) und zum anderen den Flämischen Kalender (Clm 23638). Von beiden existiert ebenfalls jeweils ein Faksimile. Das auf höchstem Niveau der Faksimilierkunst her-

v. l. n. r.: Michael Hinterdobler, Filippo Scammacca del Murgo, Marino Zorzato, Maria T. De Gregorio, Klaus Kempf, Giovanna Gruber



gestellte Breviarium Grimani fügt sich insoweit perfekt in die Sammlung des Hauses ein.

Die Region Veneto hat sich die Faksimilierung des Grimani-Gebetbuchs in den letzten Jahren sehr viel Geld kosten lassen, wie die Verantwortliche für Kulturfragen bei der Region, Maria Teresa De Gregorio in ihrem Redebeitrag betonte. Bei der Herstellung wurde ganz bewusst auf einheimische Firmen und deren herausragende einschlägige fachlichen Kompetenzen zurückgegriffen. Das entstandene Faksimile kann insoweit auch als ein Zeugnis der hochstehenden zeitgenössischen

venezianischen Handwerkskunst gewertet werden. Die Region ist jetzt bemüht, neben dem Verkauf des Faksimiles auch dessen weltweite Verbreitung in den bedeutendsten Bibliotheken der Welt durch eine gezielte Geschenkpolitik zu unterstützen. Nach der Library of Congress, der British Library, der Bibliothèque Nationale de France und der Königlichen Niederländischen Bibliothek hat nunmehr auch die Bayerische Staatsbibliothek als erste und bisher einzige deutsche Bibliothek ein Exemplar des mit einem Listenpreis von 22.000,- Euro ausgeschilderten Werks erhalten.

DIE BESITZSTEMPEL DER STAATSBIBLIOTHEK ZU BERLIN UND IHRER VORGÄNGERINNEN

Zu Zeiten Friedrichs des Großen geschah die Kennzeichnung des eigenen Buchbesitzes noch ganz personalisiert: Die Königliche Bibliothek versah alle von ihr – meist in Rot – eingebundenen Bände auf dem Rücken mit dem Königlichen Monogramm F[ridericus] R[ex]. Unter seinem seit 1786 regierenden Nachfolger Friedrich Wilhelm II. änderte sich diese Politik: Eine am 27. August 1795 erlassene Verfügung bestimmte, dass nach Göttinger Vorbild die königlichen Berliner Bücher in Rot als „Ex Bibliotheca Regia Berolinensi“ zu stempeln seien. Die Details liegen im Dunkeln, denn die historische Akte II.32 „Die Dienstsiegel und Stempel zum Stempeln der Bücher“

gilt seit Ende des Zweiten Weltkriegs als vermisst.

Jahrhundertlang war der Bibliotheksbesitz durch handschriftliche Einträge gekennzeichnet worden, durch eingeklebte Exlibris oder auf den vorderen Deckel geprägte, wappenverzierte Supralibros. Halle, Heidelberg und Weimar, Bibliotheken, in denen man schon seit dem ausgehenden 17. Jahrhundert stempelte, waren Ausnahmen; Braunschweig, Fulda und Göttingen legten sich Mitte des 18. Jahrhunderts Stempel zu, aber erst zu Beginn des 19. Jahrhunderts bürgerte sich, vermutlich aus Effizienzgründen, das Stempeln von

Dr. Martin Hollender
ist Referent in der Generaldirektion
der Staatsbibliothek zu Berlin



Abb. 1



Abb. 2



Abb. 3



Abb. 4



Abb. 5

Bibliotheksbüchern ein – wie etwa in Düsseldorf, wo 1818 die zuvor eingeklebten Wappenschilder durch den Stempel „Königliche Bibliothek zu Düsseldorf“ ersetzt wurden. 1840 war das Stempeln dann offenbar landauf, landab bereits Usus, wie dem in jenem Jahr erschienenen „Handbuch der Bibliothekswissenschaft“ zu entnehmen ist: „Eine Hauptregel ist, kein Buch aufzustellen, das nicht wo möglich gehörig eingebunden, genau collationirt, in den Katalog eingetragen, mit dem Bibliotheksstempel gestempelt und mit seiner Nummer versehen ist“.

Seither wurde auch in Berlin, 124 Jahre lang, jedes Buch und jedes Zeitschriftenheft mit dem lateinischen, später mit dem deutschsprachigen Stempel der Königlichen Bibliothek versehen – preußisch schlicht, ohne Wappen, Adler und schmückendes Beiwerk (Abb. 1 u. 2). Doch ob „Königliche Bibliothek“ oder „Bibliotheca Regia“ – ohne den König von Preußen als Landesherrn war ab 1919 nicht allein ein neuer Name, sondern auch ein neuer Stempel unabdingbar. Obwohl nur weniger als einen Kilometer Luftlinie von der Reichskanzlei entfernt, blieb der Staatsbibliothek, der damals mit Abstand bedeutendsten deutschen Bibliothek, in den Jahren nach 1933 eine Ergänzung ihres Stempels um den NS-Reichsadler und das Hakenkreuz erspart. Bis 1945 bestand der 1919, nach dem Ende der Monarchie, eingeführte Stempel der „Preussischen Staatsbibliothek“ unverändert fort (Abb. 3).

Die drei Millionen Bücher der Preussischen Staatsbibliothek wurden während des Zweiten Weltkriegs verlagert und in zahlreiche Teile zersplittert, deren größter sich nach Kriegsende in Hessen wieder-

fund. Anderthalb Millionen Bücher, nach der Auflösung des Landes Preußen herrenlos geworden, suchten einen neuen Unterhaltsträger. Das Ministerium für Erziehung und Volksbildung des Landes Hessen stellte im Sommer 1946 die Räume der Universitätsbibliothek Marburg und den sogenannten Wilhelmsbau des Marburger Schlosses für die Berliner Bücher zur Verfügung; und da Artikel VI des Gesetzes Nr. 19 der Amerikanischen Militärregierung bestimmte, dass das Eigentum an kulturellen Vermögenswerten Preußens treuhänderisch auf diejenigen Länder übergehe, in denen sich derlei Vermögenswerte befänden, etatisierte das Land Hessen ab 1946 die in Marburg neu entstandene Bibliothek. Wer zahlt, befiehlt – und gibt den Namen: den Namen der Bibliothek – „Hessische Bibliothek“ – und folglich auch den des Stempels (Abb. 4). Doch à la longue, insbesondere nach der Währungsreform des Jahres 1948, war es dem Land Hessen wirtschaftlich nicht mehr zuzumuten, die Bibliothek in alleiniger Trägerschaft zu unterhalten. Das im März 1949 vereinbarte (sogenannte Königsteiner) „Staatsabkommen über die Finanzierung wissenschaftlicher Forschungseinrichtungen“ sicherte der Marburger Bibliothek, wuchs doch von Jahr zu Jahr ihre überregionale Bedeutung, ihre Finanzierung durch alle westdeutschen Bundesländer. Der ab 1. April 1949 geltende neue Name „Westdeutsche Bibliothek“ machte auch einen neuen Stempel (Abb. 5) unumgänglich.

Wie entwickelten sich zur selben Zeit die Stempel in Berlin (Ost)? Am 1. Oktober 1946 wurde das teilzerstörte Bibliotheksgebäude im nunmehr sowjetischen Sektor wiedereröffnet und „nach dem Vorbild

russischer Bibliotheksbezeichnungen“ (Horst Kunze) „Öffentliche Wissenschaftliche Bibliothek“ benannt, verband doch der Chef der Sowjetischen Militärverwaltung, Marschall Sokolowski, mit diesem Terminus auch den Auftrag, „weite Kreise der Intelligenz, der Studentenschaft und der anderen deutschen Bevölkerungsschichten mit wissenschaftlichem Schrifttum zu versehen“. Der neue Stempel präsentierte sich unüblich verspielt, mit seinen zwei achtzackigen Sternchen entfernt an den „Zuckerbäckerstil“ der Zeit erinnernd (Abb. 6).

1954 änderte sich der Name. Korrekt wäre eine Umbenennung in „Staatsbibliothek Berlin“ oder auch, so F. G. Kaltwasser zu Recht, die Bezeichnung „Staatsbibliothek der Deutschen Demokratischen Republik“ gewesen. Doch der Kalte Krieg forderte eine Politisierung der Terminologie. Nachdem die UdSSR im März 1954 die staatliche Souveränität der DDR betont hatte, bekräftigte der Bundestag einstimmig den schon seit 1949 proklamierten Alleinvertretungsanspruch der Bundesrepublik für das gesamte deutsche Volk. Als die Bibliothek am 1. Oktober 1954 feierlich in „Deutsche Staatsbibliothek“ umbenannt wurde, besaß dieser Akt somit durchaus eine ideologische Komponente in Form eines sich deutlicher als zuvor artikulierenden Selbstbewusstseins der DDR und der Zurückweisung der westdeutschen „Alleinvertretungsanmaßung“. (Abb. 7). Der neue Name, so noch einmal F. G. Kaltwasser, entsprach zwar dem politischen Anspruch, nicht aber der Realität, denn nicht allein in Berlin (Ost), auch in der Bundesrepublik existierte eine Staatsbibliothek.

Nachdem der Marburger Teil der ehemaligen Preußischen Staatsbibliothek in die neugegründete „Stiftung Preußischer Kulturbesitz“ eingeflossen war, hieß sie seit Anfang 1962 „Staatsbibliothek der Stiftung Preußischer Kulturbesitz“ – ein neuer Name und wiederum ein neuer Stempel (Abb. 8). Das Preußische nun, nach fast zwanzig Jahren, wieder – wenn auch als Reminiszenz an das untergegangene Land Preußen – im Namen zu tragen, bewirkte offenbar eine Identifizierung auch mit Vorkriegstraditionen und -symbolen wie etwa dem Design des Besitzstempels. Denn wie anders ist es zu erklären, dass der Stempel des Jahres 1962 dem der Jahre ab 1919 in Form und gebrochener Frakturschrift in so auffällender Weise ähnelt? – In den frühen siebziger Jahren wurde die institutionelle Einbindung der Staatsbibliothek in die Stiftung Preußischer Kulturbesitz dann sprachlich ein wenig vereinfacht: das Wort „Stiftung“ entfiel. Aus „altpreußischer“ Sparsamkeit verzichtete man auf die Anfertigung eines neuen Stempels und kratzte aus dem oberen Oval der bislang verwendeten Stempel das Wort „Stiftung“ heraus (Abb. 9). Der ästhetischen Anmutung war diese Notlösung, die Mitte der siebziger Jahre durch eine harmonischere Variante (Abb. 10) ersetzt wurde, eher abträglich.



Abb. 6



Abb. 7



Abb. 8



Abb. 9



Abb. 10

Zur Inbetriebnahme des opulenten Neubaus an der Potsdamer Straße gönnte sich die Bibliothek 1978 eine professionelle Neugestaltung ihres Stempels: verpflichtet wurde der bereits damals berühmte Typo-



Abb. 11

graph Hermann Zapf, der einen nicht gänzlich kreisrunden und vielleicht gerade deshalb so harmonischen Stempel mit den Typen der von ihm in den fünfziger Jahren entworfenen Schrift „Optima“ kreierte (Abb. 11 und 11a).



Abb. 12

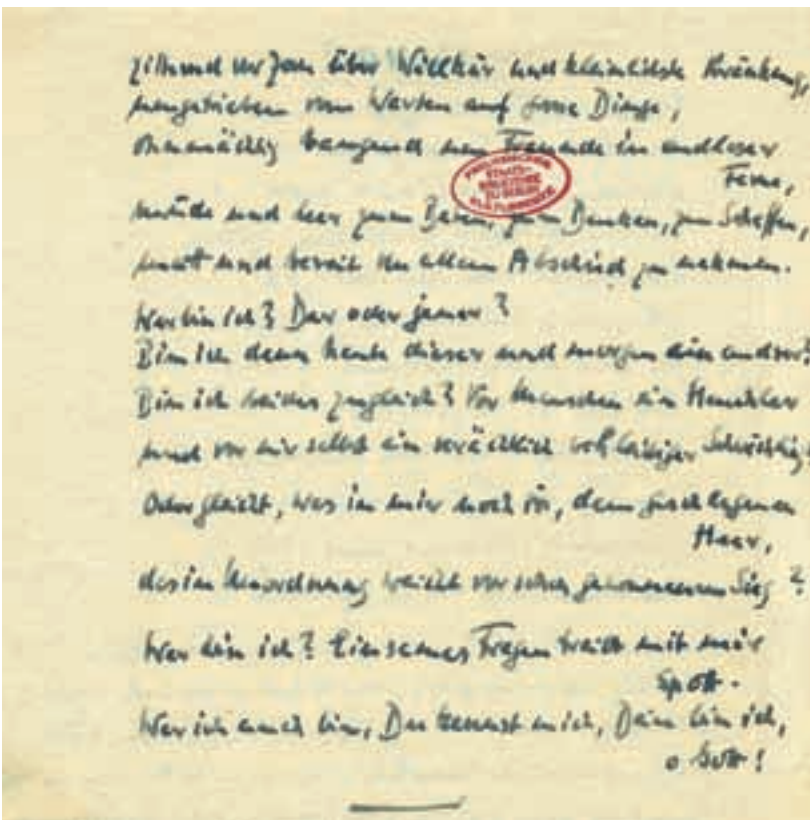
Die Wiedervereinigung Deutschlands führte am 1. Januar 1992 zur Verschmelzung auch der beiden Berliner Staatsbibliotheken. Seit 20 Jahren nunmehr wird der Stempel „Staatsbibliothek zu Berlin – Preussischer Kulturbesitz“ (Abb. 12) verwendet, in jener ovalen Form, wie sie die Preußische Bibliothek vor ihrer Teilung in eine westliche und eine östliche Hälfte verwendet hatte. Der Name lehnt sich an den Namen einer Schwestereinrichtung



Abb. 11a

an, nämlich an den der „Staatlichen Museen zu Berlin – Preussischer Kulturbesitz“.

Stempel dienen seit jeher der Besitzkennzeichnung – und dies gilt nicht allein für gedruckte Bücher, sondern nicht minder für Handschriften. Um zu vermeiden, dass ein dezent, halb versteckt am Blattrand angebrachter Stempel schlicht ausgeschnitten wird, um ein gestohlenen Autograph veräußern zu können, werden Handschriften – nolens volens – auffällig und mitten in den Text hinein gestempelt, denn nur diese Praxis hat sich als wirksamer Schutz vor „Autographenmardern“ erwiesen (abgebildet ist die Versoseite von Dietrich Bonhoeffers Niederschrift seines Gedichts „Wer bin ich?“).



Die heutige Staatsbibliothek zu Berlin erhebt auf alle Materialien, die mit dem Stempeln ihrer Vorgängereinrichtungen versehen sind, als Rechtsnachfolgerin den Eigentumsanspruch – beispielsweise bei Büchern, die im Antiquariatshandel angeboten werden. Es sei denn, es tritt neben den Besitzstempel ein zweiter, ein entwickelter Stempel, der das offizielle Aus-



scheiden eines Buches aus den Sammlungen der Staatsbibliothek signalisiert. In früheren Jahrhunderten wurden Dubletten häufig verkauft, weshalb der zusätzliche „venditus“-Stempel zum Einsatz kam (Abb. links); in unseren Tagen übernimmt ein satter „Ausgeschieden“-Hinweis die Funktion.



BÄDERKUNDE, SCHLACHTENKUPFER UND BUGINESISCHE HANDSCHRIFTEN

Die Sammlungsgalerie der Staatsbibliothek zu Berlin

Werte Leserinnen und Leser des Bibliotheksmagazins: Was tun Sie, wenn Sie frisch aus dem Armenienurlaub zurück sind und es Ihnen die armenische Kultur so sehr angetan hat, dass Sie wissen wollen, was im Land zwischen Ararat und Kaukasus in frühen Zeiten geschrieben und veröffentlicht wurde? Oder wenn Sie – nicht nur der Berliner Winter ist bekanntlich lang, kalt und schmutzig – gerade erholt dem städtischen Dampfbad entstiegen sind und das Wellnessprogramm ein wenig mit Theorie unterfüttern wollen? Oder aber wenn Sie über einer wissenschaftlichen Arbeit zum Ersten Weltkrieg brüten und auf der Suche nach eher ephemeren Quellen wie Schützengrabenzeitschriften und Postkarten von der Front sind? Richtig: Sie suchen (und finden) Ihr Heil in allen drei Lebenslagen bei der virtuellen Sammlungsgalerie der Staatsbibliothek zu Berlin.

Besagte Sammlungsgalerie öffnet den Zugang zu derzeit rund 80 kleinen und großen, aber in jedem Fall besonderen Sammlungen der Staatsbibliothek. Neben armenischen Frühdrucken, balneologischer Literatur und der Sammlung „Krieg 1914“ – drei Sammlungen, die bei den oben skizzierten Fragen jeweils den Weg zur Erkenntnis weisen werden – finden sich in der Galerie unter anderem auch Informationen zur Globensammlung, zu buginesischen Handschriften der Sammlung Schoemann und zu den chinesischen Schlachtenkupfern aus der Regierungsdevise Qianlong. Traut vereint in einem gemütlichen und doch prominenten Winkel des umfangreichen SBB-Webangebots, vermitteln die hier versammelten Sammlungsbeschreibungen einen plastischen Eindruck vom kulturellen Reichtum und der – im positiven Sinne – Heterogenität der staatsbibliothekarischen Bestände.

Dr. Jochen Haug
ist Fachreferent für Anglistik,
Amerikanistik und Keltologie
und Ausbildungsleiter der
Staatsbibliothek zu Berlin



Sammlungsgalerie der SBB: interaktive Karte und Zeitleiste

Konzipiert und in die Form gegossen, in der sie heute im Netz prangt, wurde die Sammlungsgalerie der SBB-PK in den letzten drei Jahren im Auftrag der Generaldirektion durch eine ebenso abteilungsübergreifende wie emsige und enthusiastische Arbeitsgruppe. Die erste und wichtigste der zahlreichen Fragen, die diese Arbeitsgruppe zu klären hatte, war naturgemäß die, was alles überhaupt als Sammlung für die Präsentation in der Galerie durchgehen sollte. Schnell war klar, dass es nicht einfach bei Sammlungen im bibliothekarischen Sinne – also Bestandsgruppen mit einheitlicher Provenienz, Signaturrengruppe und/oder Aufstellung – bleiben würde. Vielmehr sollte allem, was inhaltlich oder formal zusammenpasst und sich für eine Online-Präsentation eignet, perspektivisch die Ehre zukommen, in die Sammlungsgalerie aufgenommen sowie beschrieben und präsentiert zu werden. Im Bibliothekarsslang spricht man bei derartigen Unternehmungen auch von *Collection Level Description*, also der über die Erschließung der Einzelstücke hinaus-

gehenden Beschreibung von in irgendeiner Weise kohärenten Bestandssegmenten.

Nach der erfolgreich gemeisterten Definition des Sammlungsbegriffs lauerte bald die nächste auf der Hand liegende und dabei nicht ganz unkniplige Frage am Wegesrand. Wie die Sammlungen präsentieren? Alles sofort komplett zu digitalisieren, ist grundsätzlich eine zwar reizvolle, aber eher im Bereich Science-Fiction zu verortende Idee – mit umfassenden Sammlungen wie der Zeitungs-, Rara- oder Handschriftensammlung wäre man schnell bei einer Zahl von Einzelstücken in der Nähe der Millionengrenze angelangt. Methode der Wahl war also eine Online-Beschreibung der Sammlungen nach einheitlichen Standards. Glücklicherweise – und nicht ganz zufällig – fiel die Konzeption der Sammlungsgalerie mit der Neuauflage der Website der Staatsbibliothek zusammen. Es tat sich also die segensreiche Gelegenheit auf, die Sammlungsgalerie dem neuen Design anzupassen und außerdem die Hüterinnen und Hüter der Sammlungen gleich für die Beschreibung ihrer Schätze mittels eines simplen, Typo3-basierten Formulars mit ins Boot zu holen. Outsourcing war gestern, Do-it-yourself ist heute.

Was können Erleuchtung suchende und stöberwütige Sammlungsfreundinnen und -freunde nun heute in der Galerie finden? Herzstück sind die knappen, präzisen Sammlungsbeschreibungen in schnörkelloser, lesbarer Prosa. Ergänzt werden die Beschreibungen durch Links zu weiterführenden Informationen – im Reservoir der Sammlungen selbst und auch anderswo –, durch visuelle Appetizer und durch Hinweise zu den jeweiligen Benutzungsmodalitäten und Ansprechpersonen. Damit die



Recherche möglichst unfallfrei abläuft, kann der Online-Fundus thematisch, geographisch, chronologisch, nach Materialarten, nach der sammelnden Abteilung und nicht zuletzt auch nach dem Alphabet durchsucht werden.

Bei der Gestaltung der Rechercheoberfläche investierte die nach wie vor eifrige Arbeitsgruppe so manches Gramm kollektiven Gehirnschmalzes und so manchen Tropfen Herzblut. Sollte es eine elegante Zeitleiste sein oder lieber eine interaktive, anklickbare Weltkarte oder womöglich eine Kombination aus beidem? Würde der nach Sammlungen dürstenden Kundschaft mit einer anklickbaren Systematik gedient sein – und wenn ja, mit welcher? – oder würde sie sich über eine tiefe Verschlagwortung oder ein zeitgemäßes Tagging womöglich noch mehr freuen? Was sollte in der Mittelspalte und was am rechten Rand platziert werden, und würde es auch noch Platz für wohlgestaltete Diashows geben? Und wie um alles in der Welt würde es hinzubekommen sein, dass die

Galerie informativ und repräsentativ aussehen würde, aber eben nicht überfrachtet?

Eine Lösung für die meisten dieser Fragen fand sich dann doch schneller als gedacht: Insgesamt folgten die verwendeten Metadatenschemata – also die Struktur der Beschreibungen – internationalen Standards. Schließlich sollen die Sammlungsbeschreibungen perspektivisch auch in externe Online-Portale exportiert werden und dort zu finden sein. Den Sucheinstiegen Materialart, Sprache und Region legte man, wie Bibliothekarinnen und Bibliothekare das gerne zu tun pflegen, einschlägige genormte Vokabulare zu Grunde. Den chronologischen Aspekt deckte man mit einer Einteilung nach Jahrhunderten ab und setzte ihn in die besagte elegante und gut zu bedienende Zeitleiste um. Für den thematischen Einstieg wurde eine einfache Grobssystematik verwendet und dem Sammlungsfundus angepasst. Und die Idee einer interaktiven Weltkarte schließlich wurde mit einer modifizierten Version der Karte der World Digital Library (WDL) tatsächlich realisiert. (Nebenbei: Die Weltkarte hat übrigens auch eine Lösung für



möglicherweise künftig einzubindende Sammlungen aus der Antarktis und dem Weltraum parat.) Das Gesamtergebnis lotst den Sammlungsfan nun unter anderem zu der Entdeckung, dass die Sammlung Ludwig Darmstaedter auch Materialien aus Algerien enthält und dass die Sammlungen der SBB-PK auch mit Skulpturen aufwarten (namentlich im Mendelssohn-Archiv). Und wie bei jedem gelungenen Erschließungsprojekt weiß auch die Belegschaft selbst hinterher noch ein wenig genauer, was so alles in ihren Beständen steckt.

Die jüngste Zwischenbilanz Ende 2012 fiel daher überaus erfreulich aus: Die Sammlungsgalerie wächst und wächst, und das Publikum hat hoffentlich ebenso viel Spaß mit ihr wie ihre Ziehmütter und -väter. Bleibt noch ein Blick in die Zukunft: Der virtuelle Sammlungsfundus muss und wird weiterhin wachsen und gedeihen; kleinere Ergänzungen der Rechercheoberfläche wie die Integrierung eines facettierten Brow-

sings (das ist die Möglichkeit, simultan quer durch die Sucheinstiege zu blättern und das Suchergebnis dadurch einzugrenzen) und eine Optimierung der Navigation stehen noch aus. Und schließlich winkt am Ende des Regenbogens die Idee, den von den herausragenden Einzelstücken ausgehenden Kreis über die *Collection Level Description* auch wieder zurück zu den Einzelstücken zu schließen: Bei der WDL ist die Staatsbibliothek bereits mit zahlreichen digitalisierten Highlights aus ihren Sammlungen dabei; diese digitale Kollektion von Pretiosen soll perspektivisch ausgebaut und mit der Sammlungsgalerie verknüpft werden. Ein weiterer kleiner Schritt in der Sichtbarmachung der Bestände – und ein großer Sprung auf dem Weg der virtuellen Präsentation der Schätze der Staatsbibliothek zu Berlin.

Die Sammlungsgalerie der Staatsbibliothek zu Berlin finden Sie unter <http://staatsbibliothek-berlin.de/sammlungen/galerie/>.

MUSIKBIBLIOTHEK UND MUSIKWISSENSCHAFT IM DIALOG

Rundgespräch zum „Fachinformationsdienst Musikwissenschaft“ an der Bayerischen Staatsbibliothek

Dr. Reiner Nägele
ist Leiter der Musikabteilung der
Bayerischen Staatsbibliothek

Die bestehenden, von der Deutschen Forschungsgemeinschaften geförderten Sondersammelgebiete (SSG) werden in den kommenden drei Jahren in das neue Förderprogramm „Fachinformationsdienste“

(FID) überführt werden. Ein Antrag auf Förderung zur Überführung des so genannten SSG 9,2 Musikwissenschaft an der Bayerischen Staatsbibliothek in einen FID wurde im Juni dieses Jahres bei der DFG

eingereicht, für eine beantragte Förderdauer von drei Jahren.

Zentrale Forderung der DFG hinsichtlich einer Neustrukturierung des Sondersammelgebietes ist es, dass diese im engen Dialog mit der Fachwissenschaft erfolgen solle. Fünfzehn prominente Lehrstuhlvertreter und Funktionäre aus der Musikwissenschaft sowie Leiter großer Musiksammlungen führender Bibliotheken in Deutschland diskutierten deshalb am 21. und 22. März 2013 auf Einladung der Deutschen Forschungsgemeinschaft über die Zukunft und Weiterentwicklung des Sondersammelgebietes Musikwissenschaft und dessen Umgestaltung zu einem FID an der Bayerischen Staatsbibliothek.

Herausragende Themen des Rundgespräches waren Fragen zu Erwerbungsstrategien (u. a. zur geforderten E-only-Policy) und Möglichkeiten der informationstechnischen und bibliothekarischen Unterstützung bei der Entwicklung von nationalen wie internationalen Wissenschaftsprojekten sowie die kooperative Weiterentwicklung der Virtuellen Fachbibliothek Musik (ViFaMusik). Seit nahezu 65 Jahren bietet die Bayerische Staatsbibliothek ihren umfassenden Service für die musikwissenschaftliche Forschung, Lehre und die musikalische Praxis an, unterstützt durch die Deutsche Forschungsgemeinschaft und ausgestattet mit zusätzlichen erheblichen Eigenmitteln aus dem regulären Etat der Staatsbibliothek. Durch den jahrzehntelangen Aufbau der einmaligen Sammlung an weltweit verfügbaren Medien (Noten, Bücher, Zeitschriften, Mikrofilme, Mikrofiche) und virtuellen Fachinformationsmitteln (digitale Angebote, Datenbanken, Internetressourcen) zum Thema Musik



und Musikwissenschaft gilt unsere Musikabteilung heute europaweit als die größte Bibliothek für musikwissenschaftliche Literatur.

www.vifamusik.de

Nach verschiedenen Impulsreferaten von Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen der Bayerischen Staatsbibliothek und der Deutschen Nationalbibliothek wurde in den anschließenden gemeinsamen Diskussionsrunden mehrheitlich gefordert, dass eine mögliche (geforderte) Schärfung des Erwerbungsprofils zu keiner inhaltlichen Schwerpunktsetzung führen dürfe; auch sei die Reservoir-Funktion der SSG-/FID-Bibliothek nicht in Frage zu stellen.

Die grundsätzlich hohe Bedeutung der ViFaMusik für die Musikwissenschaft wurde einhellig betont. Zentraler Wunsch an

den künftigen FID war die Bereitstellung einer materialübergreifenden Suche im One-Stop-Shop – nach Handschriften, Notendruckten, Tonträgern und Forschungsliteratur –, wie es die ViFaMusik bereits sukzessive anbietet und wofür die Verwendung von Normdaten in Wissenschaftsprojekten Voraussetzung sei.

Zum Abschluss des Rundgesprächs wurde eine Empfehlung der Teilnehmer zum geplanten FID verabschiedet, die die Ergebnisse der zweitägigen Diskussion zusammenfasste. Ein Beirat soll die Entwicklung des FID Musikwissenschaft künftig begleiten. Er setzt sich wie folgt zusammen: Vier vom Vorstand der Gesellschaft

für Musikforschung (GfM) entsandte Personen, die das ganze Fach repräsentieren sollen; je eine Person aus der Musikgeschichtlichen Kommission, aus dem Vorstand von RISM International, aus dem Vorstand von RISM Deutschland (Répertoire International des Sources Musicales); aus dem Music Encoding Initiative Council (MEI); aus dem Staatlichen Institut für Musikforschung, Berlin (SIM), eine vom Vorstand der Association Internationale des Bibliothèques, Archives et Centres de Documentation Musicale (AIBM) entsandte Person sowie je ein Vertreter der Union der deutschen Akademien der Wissenschaften, Mainz und der Deutschen Nationalbibliothek.

* * *



BACH DIGITAL II GESTARTET!

Im August nahm der Musikwissenschaftler Alan Dergal Rautenberg seine Arbeit an Bach Digital II in der Staatsbibliothek zu Berlin auf. Herr Rautenberg wird in den kommenden zwei Jahren die Katalogisierung der relevanten Abschriften von Musikautographen J. S. Bachs vornehmen, die in der Folge dann digitalisiert werden sollen. Bei Bach Digital II werden frühe Abschriften von Bachwerken aus dem Bestand der SBB-PK bearbeitet, die von Schreibern bis zum Geburtsjahr 1735 stammen und teilweise den Stellenwert einer Primärquelle haben, denn von einigen Werken Bachs existieren keine Autographen mehr. Die frühen Abschriften sind für die Forschung somit ebenso relevant wie die Bach-Autographen selbst. Die Daten werden in die RISM (Répertoire International des Sources Musicales)-Datenbank eingearbeitet; die Digitalisate werden auf der Internet-

seite der Staatsbibliothek präsentiert. Bach Digital II wird von der Deutschen Forschungsgemeinschaft großzügig gefördert.

ORIGENES-SYMPOSIUM

Das internationale Symposium am 5. März feierte zugleich 20 Jahre Erschließung griechischer Handschriften an der Bayerischen Staatsbibliothek, das Erscheinen von drei gedruckten Katalogbänden, sowie die Identifizierung der Origenes-Homilien zu den Psalmen. Das große Katalogwerk, das mit 650 Handschriften die größte Sammlung in Deutschland auf aktuellem Forschungsstand erschließt, wurde in seiner Gesamtheit unter Betonung der neuen Bände 2, 4 und 9, vorgestellt von Dr. Claudia Fabian, Dr. Marina Molin Pradel, Dr. Kerstin Hajdú und Dr. Friederike Berger. Anhand des Beispiels von Attavante erläuterte Dr. Ulrike Bauer-Eberhardt die

kunsthistorische Bedeutung des Bestandes. In der Schatzkammer wurden hervorragende Werke – auch des noch zu katalogisierenden Bestandes – präsentiert. Die wissenschaftlichen Vorträge von Prof. Dr. Peter Schreiner, Prof. Dr. Brigitte Mondrain, Prof. Dr. Lorenzo Perrone zeigten die Forschungsrelevanz dieses Unternehmens. Neben der langjährigen Förderung durch die Deutsche Forschungsgemeinschaft war auch die Unterstützung durch die Stiftung des Hellenischen Parlaments zu würdigen. Sie ermöglichte die Erschließung der seit dem frühen 19. Jahrhundert erworbenen Handschriften (Cod. graec. 575 ff.). Die ehemalige Präsidentin des Parlaments, Frau Prof. Dr. Benaki, sprach ein Grußwort. Annähernd hundert Teilnehmer bewiesen Bedeutung und Vernetzung dieses langjährigen Unternehmens des Handschriftenzentrums.

RICHTFEST FÜR DIE LINDENKUPPEL DER STAATSBIBLIOTHEK ZU BERLIN

Am 10. Juli feierten die am Standort Unter den Linden der Staatsbibliothek zu Berlin tätigen Baufirmen zusammen mit dem Präsidenten der Stiftung Preußischer Kulturbesitz, Prof. Dr. Dr. h.c. mult. Hermann Parzinger, der Generaldirektorin der Staatsbibliothek zu Berlin, Barbara Schneider-Kempf, und der Präsidentin des Bundesamtes für Bauwesen und Raumordnung, Rita Ruoff-Breuer, das Richtfest für die wiedererrichtete Kuppel über dem Eingangsportaal Unter den Linden. Den Richtspruch hielt Uwe Scheibal, Polier der Firma Schärerbau Berlin. Die originale Lindenkuppel wurde im April 1941 durch eine Bombe zerstört und war nach dem Krieg nicht wieder aufgebaut worden. So



Die Lindenkuppel in den zwanziger Jahren ...



... kriegszerstört ...



... und während des Richtfestes der Neuerrichtung

kehrt nun ein vor über siebzig Jahren verloren gegangenes markantes Element der Berliner Dächerlandschaft zurück, das zugleich die Silhouette des 107 x 170 m großen Baus am Boulevard Unter den Lin-

den prägt. Die Kuppel wird eine Höhe von etwas mehr als 35 Metern erreichen. Mit der Wiedererrichtung der Lindenkuppel wird die letzte große Kriegswunde der Staatsbibliothek Unter den Linden geschlossen. Funktional wird die Kuppel in den Bibliotheksbetrieb eingegliedert und über zwei Etagen als Magazin eingerichtet. Diese Nutzung entspricht auch ihrer historischen Funktion. Rund 100.000 Bände werden dort untergebracht. Wie auch die anderen Magazine wird das Innere der Kuppel klimatisiert und an die ebenfalls zum ersten Mal in diesem Gebäude installierte Buchtransportanlage angeschlossen.

zünftig illustrierte Quartband „Kultur. Architektur. Forschung. Der neue Lesesaal der Staatsbibliothek zu Berlin“. Mit 58 Abbildungen, elf Texten, einer Auswahl an Spitzenobjekten aus den Sammlungen und einem ausführlichen Informationsteil wird auf einhundert Seiten ein umfassende Eindruck von der besonderen Architektur, den technischen Herausforderungen beim Bau sowie von der historischen und bibliothekspolitischen Bedeutung dieses Ortes vermittelt. Unter den Autorinnen und Autoren sind Wolfgang Thierse, HG Merz und Christoph Marksches, das Gros der Bilder wurde vom Berliner Fotografen Jörg F. Müller gefertigt. Der Berliner Nicolai-Verlag besorgte das Lektorat und den hochwertigen Druck. Die Publikation ist im Handel für 19,95 € erhältlich, an der Staatsbibliothek ist derzeit nur die Bestellung per Mail an bjoern.vogler@sbb.spk-berlin.de oder vor Ort möglich.

NEUERSCHEINUNG

Ende Juni erschien als 44. Band der Reihe „Beiträge aus der Staatsbibliothek zu Berlin – Preußischer Kulturbesitz“ der groß-

IMPRESSUM

BIBLIOTHEKS MAGAZIN

8. Jahrgang · 24. Ausgabe
Berlin und München, Oktober 2013

HERAUSGEBER:

Dr. Rolf Griebel
Barbara Schneider-Kempf

REDAKTION IN BERLIN:

Dr. Martin Hollender (Leitung),
Cornelia Döhring,
Dr. Robert Giel,
Dr. Mareike Rake,
Thomas Schmieder-Jappe,
Dr. Silke Trojahn

REDAKTION IN MÜNCHEN:

Dr. Klaus Ceynowa,
Peter Schnitzlein

KONTAKT IN BERLIN:

martin.hollender@sbb.spk-berlin.de

KONTAKT IN MÜNCHEN:

peter.schnitzlein@bsb-muenchen.de

GESTALTUNG:

Elisabeth Fischbach,
Niels Schuldt

GESAMTHERSTELLUNG:

Medialis Offsetdruck GmbH, Berlin

Nachdruck und sonstige
Vervielfältigung der Beiträge nur mit
Genehmigung der Redaktion.

ISSN 1861-8375

DIE BAYERISCHE STAATSBIBLIOTHEK DAMALS UND HEUTE Folge 2 – Der Fürstensaal





**Staatsbibliothek
zu Berlin**
Preußischer Kulturbesitz

Haus Unter den Linden 8
10117 Berlin (Mitte)
Eingang: Dorotheenstraße 27

Haus Potsdamer Straße 33
10785 Berlin (Tiergarten)

Kinder- und Jugendbuchabteilung / Zeitungsabteilung im Westhafen
Westhafenstraße 1
13353 Berlin (Wedding)

www.staatsbibliothek-berlin.de



Ludwigstraße 16
80539 München

www.bsb-muenchen.de

ISSN 1861-8375